

Kirchenzeitung

Evangelisches Wochenblatt für die Nordkirche Nr. 11 | 76. Jahrgang | 14. März 2021 | 2,20 Euro | www.kirchenzeitung-mv.de

ANZEIGE



Evangelische
Bank

Ihr Geld in guten Händen

www.eb.de



Sorge um die Schüler
Wie war das Corona-Jahr für die evangelische Schule in Anklam? **11**



Freude an der Orgel
Neubrandenburger Kantor Stähr nutzt die Fastenzeit für ein Experiment **16**

KURZ GESAGT

VON THORGE RÜHMANN

Gut und schlecht bedingen sich nicht selten gegenseitig: Durch die Pandemie seien die Tierheime im Norden viel leerer als gewöhnlich, ist beim NDR zu lesen. Das ist gut! Hunde, Katzen und andere Tiere sind soziale Wesen, denen es in Familien oft viel besser geht als in den Auffangstellen. Und gut ist es auch für die Menschen, die sich Abwechslung und Gesellschaft wünschen.

Ob Hund, Katze, Pferd oder Schaf: Die Vierbeiner bringen ihre Besitzer auf andere Gedanken, wollen umgarnet werden und sorgen selbst für Spaß und Leben in der Bude. Habe ich selbst erlebt, allerdings in einem Bio-Schafstall auf Eiderstedt: Draußen war es knackig kalt, aber drinnen zwischen Mutterschafen und Lämmern spürte ich Behaglichkeit, Gelassenheit und buchstäblich Wärme.

Bleibt zu hoffen, dass die neue Tierliebe anhält, wenn die pandemiebedingten Einschränkungen beendet werden – und keine neue Welle auf die Tierheime zurollt. Die Tiere hätten es verdient.

DOSSIER

Macht der Sprache

Sprache kann wehtun. Das haben die meisten schon am eigenen Leib erfahren. Nicht nur andere kann man mit Worten verletzen, auch sich selbst. Wie man sich mit seiner Wortwahl selbst mehr Freiheit geben und bestärken kann, das weiß Sybille Marx aus ihren Coachings zu berichten. Wie man gewaltfrei kommunizieren kann und was es mit politisch korrekter und gendergerechter Sprache auf sich hat, lesen Sie auf Seite 4 und 5.

Viele Planungen, die wegen der Corona-Maßnahmen über den Haufen geworfen wurden. Viel Kummer. Aber einiges in der Gemeindearbeit ist auch richtig gut gelaufen.

VON CHRISTINE SENKBEIL
UND MARION WULF-NIXDORF

Greifswald/Schwerin. „Das werden wir auf jeden Fall weiter so machen!“ Neben vielen Sätzen im Corona-Jahr, die mit „eigentlich“ oder „aber“ anfangen, hört man gelegentlich auch dies aus den Gemeinden im Sprengel Mecklenburg und Pommern: dass es Ideen gibt, die aus der Not geboren wurden, aber auch nach dem Lockdown bleiben dürfen.

Gottesdienste unter freiem Himmel stehen weit oben auf dieser Liste. „Unter Gottes Kathedrale“, nennt Pastor Michael Giebel aus Altentrop die Freiluftform und erinnert an die frühlinghaften Andachten auf dem grünen Vorplatz der Petri-Kirche. „Fast schöner als in der Kirche“, hätten viele gesagt. Manche ziehen das sogar im Winter durch, dann an der Feuerschale – die zu den lukrativen Neuerwerbungen einiger Gemeinden gehört. Vierzehntägig wird beispielsweise in der Kirchengemeinde Lohmen bei Güstrow seit dem ersten Lockdown Gottesdienst oder Andacht draußen gefeiert. Und es kommen mehr und jüngere Menschen als zu den „normalen“ Gottesdiensten, sagt Jonas Görlich, Gemeindepastor von 750 Gemeindegliedern. Bis Ostern gibt's immer sonntags um 17 Uhr „Feuer & Flamme“, am 20. März an der Badestelle des Balzsees bei Oldendorf: mit Akkordeonspieler und Straßenmusiker Zigmunds Zilitis. „Den haben wir in der Fußgängerzone in Güstrow angesprochen, und er fing Feuer“, erzählt Görlich.

Ebenfalls zu den Errungenschaften der Krise zählen die News-Kanäle per Mobiltelefon. Die „St. Petri-

Gemeindeleben trotz alledem

Eine Hitliste der gelungensten Projekte nach einem Jahr im Ausnahmezustand



Wie eine Herausforderung zu neuen Wegen in der kirchlichen Arbeit leuchtet atlabendlich in der Schweriner Buschstraße ein Covid-19-Modell vor dem Dom.

News“ aus dem Tollensewinkel beispielsweise empfangen zirka 80 Angemeldete: Pastor Giebel postet Informationen, seine Predigten und die musikalischen Einspielungen der Kantorin Elisabeth Prinzer. „Damit erreichen wir mehr Menschen als im Gottesdienst“, sagt er. Ein Vorteil: Jeder kann selbst wählen, wann er die guten Botschaften abhört.

Das gute alte Festnetztelefon bedient Ulf Harder im Gemeindever-

bund Züssow-Zarnkow-Ranzin. Per Telefon-Konferenzschaltung bekommt er auch diejenigen älteren Gottesdienstbesucher an die Strippe, die modernste Technik nicht nutzen. Häufig also diejenigen, die sonst im Gottesdienst saßen. „Es ist wunderbar“, schwärmt Teilnehmerin Renate Moderow: „Wir hören den Predigertext, eine anspruchsvolle Auslegung und können sogar drüber sprechen.“ Und Auch der Brief aus dem Pfarr-

amt erfreut sich einer Renaissance, klassisch auf Papier gedruckt oder per E-Mail-Verteiler versandt. Pastor Henning Kiene aus Ahlbeck verteilt wöchentlich 60 per Fahrrad inklusive Schwatz über den Gartenzaun.

Computer und Internet – die Online-Auftritte der Kirchengemeinden erweisen sich in dieser Zeit als nützlich. „Es hat mich gefreut, wie viel Kreativität in unseren Kirchengemeinden zu erleben ist“, sagt Helga Ruch: „Digitale Gottesdienste und Andachten, Angebote für Jugendliche und Kinder im Internet, aber auch so viele ‚Analoges‘: Besuche an der Haustür, Gottesdienstentwürfe in den Briefkästen, das tägliche 19 Uhr-Singen, Glockengeläut, Musizieren, die Treue, die durchhält.“

Gemeindebetreuen zu Pandemiezeiten? „Learning by doing“ ist angesagt für alle dabei Engagierten. Kurse oder Weiterbildungen, wie man sowas eigentlich macht, gibt es nicht, bislang zumindest. „Aber wir haben eine Zusammenschau dessen, was sich die Gemeinden landauf, landab so einfallen lassen“, sagt Pressesprecher Sebastian Kühl: „Unsere Coronaseite auf www.kirche-mv.de.“ Dort sind Termine und Angebote veröffentlicht, die die Kirchengemeinden einsenden. Eine Vielfalt, die auch dazu inspirieren soll, vielleicht ähnliche Ideen umzusetzen. „Außerdem bieten wir den Gemeinden so die Möglichkeit, ihre Reichweite zu erhöhen.“

„Es war für alle eine ungewohnte Situation, die Schwerstarbeit von uns verlangte und noch immer verlangt“, sagt Helga Ruch. „Ich danke allen, die sich darauf eingelassen haben: der Pastorin, die abends Andachten per Messenger-Dienst loschickte, wie den Bläsern vor den Altenheimen, der Gemeindepädagogin, die ihre Videofilmpakete entwickelt hat, der Krankenhausseelsorgerin bei den Patienten.“

ZUM SONNTAG LAETARE



ALBRECHT JAX

ist Pastor der Münstergemeinde in Bad Doberan.
Foto: Lennart Plotke

RETTENDER VERZICHT Viele Menschen in meinem Umfeld haben schon vor Wochen überlegt, welche Art von Fasten sie in diesem Jahr für sich wählen, worauf sie verzichten werden. Mich hat dieses Überlegen erst mal eher widerständig gemacht, muss ich doch zur Zeit sowieso auf so vieles verzichten. Die Einschränkungen sind so massiv, sie betreffen ja nicht nur die lieb gewordenen Gewohnheiten, sondern gehen für viele Menschen an die Substanz.

Ich halte es dennoch für notwendig (nämlich die Not wendend), nicht einfach auf mein Recht zu pochen. Ich verzichte auf einen Teil meiner Freiheit, ja. Ich verzichte auf das Recht, hinzugehen oder hinzufahren, wohin und wann immer ich will. Ich verzichte darauf, mich zu treffen, mit wem ich will. Ich verzichte darauf, zu konsumieren, was ich will. Es geht nicht mehr darum, was ich will, sondern darum, was auch für alle anderen gut ist. So kann Verzicht letztendlich sogar Leben retten.

Und mich beschleicht seit Längerem immer stärker die Einsicht: Ganz grundlegend kann nur Verzicht das Leben retten. Vor diesem Hintergrund lese ich dieses altbekannte Bibelwort vom Weizenkorn zum Sonntag Laetare, dem kleinen Osterfest.

„Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstickt, bleibt es allein; wenn es aber erstickt, bringt es viel Frucht.“
Johannes 12, 24

Jesus sagt diesen Satz, bevor er in Jerusalem seinem Tod entgegengeht. Er wird verraten und von allen verlassen werden, man wird ihm keinen gerechten Prozess machen. Man wird ihn demütigen, foltern und am Ende des Tages töten. Und es wird niemand kommen, um ihn – den Sohn Gottes – zu befreien.

Jesus wird auf alles verzichten, auch auf alle Beweise von göttlicher Allmacht und Stärke. Er wird ganz unten sein. Ganz allein. Und: Er wird sterben. Das Weizenkorn liegt allein, ganz tief unten in der Erde. Es vergeht – löst sich auf –, damit etwas Neues entstehen kann: ein kleiner Keim, ein grüner Halm, am Ende eine Ähre voller neuer Körner. Es sind viele. Und: Sie werden leben!

ANZEIGE

SEAT
Der neue SEAT Leon
Jetzt bei uns.
AWUS mobile GmbH & Co. KG
19057 Schwerin



4 197723 502006

KOMMENTAR



VON WOLFGANG WEISSGERBER

Impfen, impfen, impfen!

BILD tobt: In den USA werden schon die Affen im Zoo geimpft, und Deutschland kommt einfach nicht voran. Da ist leider etwas dran. Nicht nur das Blatt mit den großen Buchstaben, die gesamte veröffentlichte Meinung trampelt angesichts von Pleiten, Pech und Pannen in der Corona-Krise seit Tagen auf den Regierungen von Bund und Ländern nebst deren Behörden herum. Nicht zu Unrecht.

Fristgerecht hatten die Kommunen Mitte Dezember regionale Impfzentren eingerichtet, doch es sollte noch Wochen dauern, bis dort endlich geimpft werden konnte. Eigentlich sollte es schon vor Weihnachten losgehen – der erste Impfstoff wurde am 21. Dezember 2020 zugelassen, die Produktion war längst angelaufen. Doch bei der Bestellung von Vakzinen hatten der Bund und die Europäische Union – vorsichtig formuliert – wenig Geschick bewiesen, die Verteilung der ersten spärlichen Lieferungen gelang nur unzureichend.

Vollends zum Debakel geriet zudem die Terminvergabe beim Impfen: endlose Warteschleifen am Telefon, abstürzende Computer, überforderte Senioren. Hinter anderen Ländern – Israel, USA, Großbritannien – liegt Deutschland meilenweit zurück. Und dann bleibt auch noch ein Impfstoff in den Kühlschränken liegen, weil viele Leute dem Vakzin von AstraZeneca nicht trauen. Zu dessen schlechtem Ruf haben allerdings auch Medien mit der voreiligen Fehleinschätzung beigetragen, das Mittel wirke bei Älteren gar nicht und bei Jüngeren nur unzureichend.

Befremdlich wirkt vor diesem Hintergrund der Vorschlag der hannoverschen Regionalbischöfin Petra Bahr, Wartelisten für Impfwillige einzuführen, die nach der Priorität noch nicht dran wären. Als ob sich das Versagen der Impfbürokratie mit noch mehr Bürokratie bekämpfen ließe!

Seenotrettung: ein Anfang

VON RENATE HALLER

Fast ein halbes Jahr lag die „Sea Watch 4“ im Hafen von Palermo vor Anker. Italienische Behörden hatten das auch von der Evangelischen Kirche in Deutschland unterstützte Rettungsschiff im September wegen angeblicher Sicherheitsmängel festgesetzt. Im Dezember verwies das Verwaltungsgericht Palermo den Fall an den Europäischen Gerichtshof. Er soll klären, welches Land über die Sicherheit eines humanitären Schiffes entscheidet: der Flaggenstaat, also Deutschland, oder der Staat, in dem es im Hafen liegt. Bis es so weit ist, hat das Gericht nun die vorläufige Freigabe verfügt. Zunächst muss die „Sea Watch 4“ zur Überholung in eine Werft, dann kann sie wieder tun, wofür sie ursprünglich ausgelassen war: Menschen retten, die versuchen, nach Europa zu kommen.

Es ist ein unerträglicher Gedanke, dass die „Sea Watch 4“ gezwun-

genmaßen im Hafen lag, während Hunderte Menschen im Mittelmeer ertrunken sind. Ein Skandal ist aber auch, dass es noch immer nur privat betriebene Schiffe sind, die Verzweifelten helfen. Europa schottet sich ab, sichere Fluchtwege gibt es nicht. Auf einen Verteilmechanismus für die Geretteten konnten sich die Länder der EU auch nach jahrelangem Gezerre nicht einigen. Zu allem Übel sieht sich die europäische Grenzschutzagentur Frontex Vorwürfen ausgesetzt, an illegalen „Pushbacks“, dem Zurückdrängen von Flüchtlingen aus griechischen in türkische Gewässer beteiligt gewesen zu sein. Die Vorwürfe wiegen schwer, das Europaparlament hat eine Untersuchung gestartet.

Das erneute Auslaufen der „Sea Watch 4“ kann nur ein Anfang sein auf dem dringenden Weg zu mehr Humanität.

Inzwischen müsste jeder wissen: Auch der Impfstoff AstraZeneca bietet einen hochwirksamen Schutz, höher als alle seit Jahren klaglos verimpften Vakzine gegen Grippe. Auch für Menschen über 65 Jahren ist er jetzt europaweit zugelassen. In Großbritannien wird das Vakzin seit Monaten erfolgreich auch an Hundertjährige verabreicht und vermittelt den Briten den irrigen Eindruck, ohne Europa gehe es ihnen besser.

Dabei kann es doch gegen die Pandemie nur eines geben: impfen, impfen, impfen! Die Wirtschaft macht Druck und bringt ihre Betriebsärzte ins Spiel. Auch Zehntausende Hausarzt-Praxen bekämen Terminvergabe und Impfung gewiss besser hin als der schwerfällige Behördenapparat. Da sich zudem herausgestellt hat, dass auch der Impfstoff von Biontech/Pfizer im Tiefkühlschrank gelagert werden kann, spricht außer dem sturen Beharren auf der einmal festgelegten Priorisierung nichts dagegen.

Seltsam muten angesichts dieses Debakels die jüngsten Lockerungen an. Die aktuelle Entwicklung der Pandemie gibt dazu keinen Anlass. Doch nach einem Jahr Lockdown haben die Leute schlicht die Nase voll von den Beschränkungen und nicht mehr für alles Verständnis. So durfte zuletzt ein Single zwar seine Eltern besuchen, diese aber nicht gemeinsam ihn. Handel, Gastronomie und der Kulturbetrieb würden eine Fortsetzung der Zwangspause auch kaum überstehen.

So wird die schrittweise Öffnung vor allem von Prinzip Hoffnung getragen. Von der Hoffnung, dass die Herstellung und Verteilung der Vakzine jetzt funktioniert, steigenden Temperaturen die Ansteckungsgefahr mindern und die Immunisierung immer größerer Teile der Bevölkerung bis zum Sommer tatsächlich die Rückkehr zur Normalität erlaubt. Völlig aus der Luft gegriffen scheint das nicht.

Als der ehemalige Ministerpräsident Brandenburgs, Manfred Stolpe, 2002 gefragt wurde, was er über „Preußen“ als Name für das neue Bundesland denke, gab er eine eindeutige Antwort: Er habe auf seinen Polenreis fest festgestellt, dass man sich dort sehr intensiv mit der preußischen Geschichte befasse. Man solle also die Polen fragen, was die von dieser Idee hielten. Stolpes Vorschlag blieb nur ein Gedanke. Während in Polen der preußische Staat als einer der wichtigsten Referenzpunkte deutsch-polnischer Geschichte gilt, findet die deutsche Preußen-Wahrnehmung meist ohne Erwähnung Polens statt. Den historischen und territorialen Verbindungen zum Trotz – nach den polnischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts machten die ehemals polnischen Gebiete mehr als die Hälfte des preußischen Staatsgebildes aus – zeigt der gegenwärtig vielbeschworene „Kulturstaat Preußen“ kaum Interesse an seiner ostmitteleuropäischen Dimension.

Das beste Beispiel liefert das Projekt der Potsdamer Garnisonkirche. Trotz aller Befriedigungs- und Versöhnungsdeklarationen zeigt ein Blick auf die polnisch-preußischen Beziehungen mit aller Deutlichkeit, warum das Projekt „Garnisonkirche“ eine polnische Perspektive dringend braucht, will es mehr sein als ein bloß nationaler Identifikationsort für den Mythos Preußen.



Foto: Holger Piko

Aus polnischer Sicht

Die Potsdamer Garnisonkirche ohne Glanz und Gloria

Über den Wiederaufbau der Garnisonkirche in Potsdam, für den sich auch die evangelische Kirche engagiert, ist ein heftiger Streit entbrannt. Wie bewertet eine in Deutschland lebende polnische Wissenschaftlerin die historischen Dimensionen der Debatte?

VON AGNIESZKA PUFELSKA

Potsdam/Hamburg. Als der ehemalige Ministerpräsident Brandenburgs, Manfred Stolpe, 2002 gefragt wurde, was er über „Preußen“ als Name für das neue Bundesland denke, gab er eine eindeutige Antwort: Er habe auf seinen Polenreis fest festgestellt, dass man sich dort sehr intensiv mit der preußischen Geschichte befasse. Man solle also die Polen fragen, was die von dieser Idee hielten. Stolpes Vorschlag blieb nur ein Gedanke. Während in Polen der preußische Staat als einer der wichtigsten Referenzpunkte deutsch-polnischer Geschichte gilt, findet die deutsche Preußen-Wahrnehmung meist ohne Erwähnung Polens statt. Den historischen und territorialen Verbindungen zum Trotz – nach den polnischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts machten die ehemals polnischen Gebiete mehr als die Hälfte des preußischen Staatsgebildes aus – zeigt der gegenwärtig vielbeschworene „Kulturstaat Preußen“ kaum Interesse an seiner ostmitteleuropäischen Dimension.

Das beste Beispiel liefert das Projekt der Potsdamer Garnisonkirche. Trotz aller Befriedigungs- und Versöhnungsdeklarationen zeigt ein Blick auf die polnisch-preußischen Beziehungen mit aller Deutlichkeit, warum das Projekt „Garnisonkirche“ eine polnische Perspektive dringend braucht, will es mehr sein als ein bloß nationaler Identifikationsort für den Mythos Preußen.

Von Anfang an stand der barocke Bau für eine enge Verbindung von Staat, Kirche und Militär und damit auch für das Expansionsstreben Preußens und des deutschen Kaiserreichs. Spätestens seit Friedrich II., dessen Grust in der Garnisonkirche jahrhundertlang als Wallfahrtsort für Millionen Deutsche galt, expandierte Preußen auf Kosten Polens. Aus dem kritisch beschworenen Geist Friedrichs wurde der „Geist von Potsdam“ geboren, der sich zur ideologischen Klammer deutschnationaler und rechtsextremer Bewegungen aller Couleur entwickelte.

Besonders intensiv spukte er in der Potsdamer Garnisonkirche.

Das christliche Gotteshaus mutierte zur Ruhmeshalle eines militänten Preußens. Gerühmt wurden hier „preußische Tugenden“, die die Kampfbereitschaft für Deutschland und Vaterland moralisch überhöhten. Vor Gott und der Geschichte legitimiert, besetzte Preußen die polnischen Territorien für über 100 Jahre. Im festen Glauben an die eigene zivilisatorische Überlegenheit wurde versucht, die Polen mittels einer restriktiven Sprachen-, Schul- und Wirtschaftspolitik aus ihren nationalkulturellen Nischen herauszudrängen. Rechtsgerichtete Kreise stilisierten die Polen zum Gegenbild der preußischen Tugenden verkörpernden Deutschen: „Anarchisch“ stand „pflichtbewusst“ gegenüber, „polnische Wirtschaft“ trat in Gegensatz zu „Sauberekeit“ und „Zuverlässigkeit“.

Der Ungeist von Potsdam

Die Wiederherstellung der polnischen Staatlichkeit und die damit verbundenen Gebietsverluste an Polen nach dem Ersten Weltkrieg verstärkten diesen so propagierten Gegensatz. Beklagt wurde nicht nur die verlorene Heimat, sondern auch die Situation der deutsch-evangelischen Minderheit beim östlichen Nachbarn. Besonders engagiert in dieser Frage zeigte sich der Generalsuperintendent der Kurmark Otto Dibelius. Als Mitglied der Deutsch-Nationalen Volkspartei und überzeugter Antidemokrat forderte er die Revision des Versailler Vertrages und den Schutz der „evangelischen Deutschen“ vor „polnischer Gewalttätigkeit“. Nach dem Zweiten Weltkrieg lehnte der mittlerweile hochanerkannte Bischof von Berlin-Brandenburg jede Forderung nach Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze vehement ab.

Friedrich Ebert hatte also vor der Weimarer Nationalversammlung 1919 das Ende des „Geistes von Potsdam“ ziemlich voreilig verkündet. Bereits wenige Monate danach fand in der Garnisonkirche eine erneute Massenbeschwörung eben dieses Ungeistes statt, als die Deutsch-Nationale Volkspartei einen Gedächtnisgottesdienst mit General Erich Ludendorff organisierte, auf dem die Wiedereinführung der Monarchie und ein neuer Krieg gefordert wurden. Auch später gab es in der Garnisonkirche zahllose Kundgebungen, Aufmärsche und militärische Gedenkfei-

ern, die eine Identifikationsfunktion für die Gegner der Weimarer Republik besaßen.

Den erhofften Revanchekrieg gegen Polen und Frankreich versprach Adolf Hitler. Mit dem berühmten-bertichtigten „Tag von Potsdam“ wurde das Bündnis zwischen Nationalsozialisten und Deutschen offiziell besiegelt. Um dem Händedruck des Gefreiten mit dem greisen Generalfeldmarschall von Hindenburg vor der Garnisonkirche einen militärischen Rahmen zu geben, marschierten SA, SS und das berühmte 9. Preußische Infanterie-Regiment auf. Nur wenige seiner Offiziere zeigten sich vor der Zeit von der Politik des Führers enttäuscht. Ihr Nicht-Einverständnis folgte der späten Einsicht, dass das „Dritte Reich“ nicht das ersehnte Deutschland geworden war, das die Weimarer Republik entgegenzusetzen wollten. So gesehen war das gescheiterte Attentat auf Hitler 1944 keineswegs ein Akt des Widerstands gegen die zunehmende Brutalisierung des Krieges oder die Massenvernichtung von Zivilisten im Osten. Eher könnte es als nationalkonservativer Staatsstreich angesehen werden.

Ob diese differenzierte, nicht nur polnische Perspektive auf die Verschwörer des 20. Juli in der wiedererrichteten Garnisonkirche vertreten werden wird, ist zweifelhaft. Geplant ist ein Ort der Friedens- und Versöhnungsarbeit. Die Botschaft dieser rhetorischen Grundannahme zielt auf das Versprechen: Wir haben aus der Geschichte gelernt. Bedient wird hier das provinzielle Bild von einer moralisch nicht korumprierbaren, dem protestantischen Ethos zutiefst verpflichteten Bundesrepublik. Noch ein Beweis mehr, dass das Projekt Garnisonkirche nicht auf dem Amboss der kritischen Geschichtsschreibung, sondern im Schmelztiegel der lokalen Politik geformt wurde. Diese sieht zurzeit leider nicht vor, europäisch ausgerichtete Erzählstrukturen in sein Konzept einzubetten – am wenigsten solche aus dem benachbarten Polen.



AGNIESZKA PUFELSKA forscht und lehrt am Nordost-Institut der Universität Hamburg.

Foto: pr.net

Feste feiern, wie sie fallen

Aufschieben oder ganz anders feiern: Die Pandemie durchkreuzt Pläne und setzt neue Standards – auch liturgisch

Ein Brautpaar aus Flensburg plant die Hochzeitsfeier einfach nicht. Und wenn Lotta Wedermann an ihre Konfirmation zurückdenkt, dann steigt auch Enttäuschung in ihr auf. Wie Corona unsere Rituale und Feiern verändert.

VON CATHARINA VOLKERT

Block A, vorn links in der Marienkirche von Großenkneten im Landkreis Oldenburg in Niedersachsen. Das ist der Platz von Lotta Wedermanns Familie. Drei vordere Bankreihen für 25 Gäste der Konfirmation, zum Sitzen auf Abstand. Genauestens geplant, abgesprochen und angezeigt. Wer kommen darf und wer nicht, das musste genau festgelegt werden. Spontan noch in die Kirche kommen? Fehl-anzeige.

Das Miteinander hat sich in den vergangenen Monaten stark verändert – durch die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Verbreitung von Covid-19 und die daraus resultierenden Schutzmaßnahmen. Maßnahmen, die auch für Gottesdienste als Ausübung der Religionsfreiheit gelten –, und für Kasualien wie Trauerfeiern, Konfirmationen, Hochzeiten und Taufen. „Die Hochzeit kann man verschieben, die Bestattung nicht. Da müssen andere Formen gefunden werden“, sagt Jan Hermelink ein Jahr nach dem ersten Lockdown.

Hermelink ist Professor für Praktische Theologie an der Georg-August-Universität von Göttingen. Das Wintersemester liegt hinter ihm und damit ein Seminar über Kasualien. Das, was Lotta Wedermann und ihre Familie erlebt haben, nennt er „Übergangsraum“. „Kasualien sind längere Übergangsfelder“, erklärt er am Telefon. „Sie stehen für eine Veränderung eines Lebensabschnittes und schaffen Vergewisserung.“

Abstand halten bei Trauer ist oft unmöglich

Vergewisserung, das suchten auch Nadine Heggen und ihre Familie. Ihre Tante verstarb im Herbst 2020. Heggen fuhr zur Trauerfeier und anschließenden Urnenbeisetzung zum St.-Kamillus-Kolumbarium nach Mönchengladbach. 25 Menschen durften kommen, zu Hause bleiben musste niemand.

Doch da war die Sache mit dem Abstand. „Die ganzen Regeln weichen an so einem Tag ziemlich auf“, sagt Nadine Heggen. Selbstverständlich hätten sie in den Bankreihen auf den vorgeschriebenen Abstand geachtet. Aber auch nur da. Begrüßungen, Warten, eine gemeinsame Suppe – neben dem Termin im Kolumbarium suchte die Familie immer wieder die Nähe zueinander. Wer weinte, sollte nicht



Foto: privat

Kontaktlose Überraschung: Für das frischverheiratete Paar Anja und Johannes Ahrens stand im Garten eine Hochzeitstorte.

allein mit seinen Tränen bleiben. „Wir wurden von unseren Gefühlen überrollt. Enge Verwandte an so einem Tag nicht in den Arm zu nehmen, ist unmöglich“, so Heggen.

„Dass die körperliche Nähe wegfällt, ist bitter“, sagt Jan Hermelink. Er sagt aber auch: „Dass wir trotz Distanz Gemeinschaft herstellen können, haben wir in den vergangenen zwölf Monaten gelernt.“ Der Theologe beobachtet eine Verlagerung der Trauerprozesse: „Es gibt Einzelgespräche, Telefonate und Spaziergänge. Sie sind immer weniger auf den einen Moment der Bestattung konzentriert. Der Abschied verlagert sich dadurch auf unterschiedliche Orte.“

Lotta Wedermann sollte eigentlich im Mai 2020 konfirmiert wer-

den – einige aus ihrer Gruppe hatten bereits ihre Kleider und Anzüge gekauft; die 14-Jährige noch nicht. „Zum Glück“, sagt sie. Denn ihre Kirchengemeinde musste den ersten Termin absagen, es wurde September. Ihre Konfirmandengruppe wurde aufgeteilt, es gab mehrere Termine.

Und es war trotzdem schön...

Sie waren vier Freundinnen, erzählt Lotta Wedermann, und ihre engsten Familienangehörigen: Eltern, Patentante, Onkel. Längst nicht so viele wie bei ihrer älteren Schwester vor drei Jahren. „Es war trotzdem schön“, sagt Lotta. Die Eltern hatten sich Mühe gegeben, den Garten genauso festlich zu schmücken wie damals: mit großem weißen Festzelt, liebevoll hergerichteten Blumen und dekorierten Torten. Dass die Feier viel kleiner war und früher zu Ende ging als bei ihrer Schwester, hat die Schülerin jedoch auch bemerkt.

Und da war noch die Sache mit dem Lied. Das hatte die Konfirmandengruppe extra geschrieben, eingeübt und wollte es im Gottesdienst ihrer Konfirmation vortragen. „Als Überraschung. Niemand wusste davon.“ Als schließlich der Gemeindepastor eingeweiht werden musste, stießen die Jugendlichen auf seine Unsicherheit. „Es gab unklare Aussagen. Es hieß dann

zum Beispiel, dass wir das Lied einfach zu viert singen sollten“, so die Schülerin. Am großen Tag sang der Pastor schließlich allein – ein ganz anderes Lied. „Das war sehr schade“, sagt Lotta enttäuscht. Es gab kein Gruppenfoto und auch ihre engsten Freundinnen, die sie schon aus der Kita kennt, konnte sie am Tag ihrer Konfirmation nicht treffen.

„Die Konfirmandenzeit ist auch deshalb so wichtig, weil eine Gruppe entsteht. Und diese Gruppe tritt als Gemeinschaft auch wieder im Gottesdienst auf, es gibt Beziehungen untereinander, man lädt sich gegenseitig ein – und das fällt jetzt weg“, sagt Professor Hermelink. „Es gibt auch immer so einen Moment, in dem Jugendliche sagen: ‚Jetzt will ich nichts mit der Familie machen, sondern mit Freunden.‘ Das stelle ich mir gerade schwierig vor.“

Konfirmation ohne Gesang und Gruppenbild

Im Gegensatz zu ihrer Schwester hat Lotta Wedermann kein Foto, das sie umgeben von festlich gekleideten Mädchen und Jungen vor ihrer Kirche zeigt. Stattdessen sind andere Bilder entstanden: Lotta allein vor der Backsteinmauer oder mit ihrer Schwester. „Die Fotos sind wichtig“, sagt Jan Hermelink. „Sie dienen der Vergewisserung und der Identitätsbildung.“ Betrachtet Lotta Wedermann sie vielleicht in

fünf oder zehn Jahren, denkt sie: Das war ich als Jugendliche – meine Schwester war damals immer bei mir. Die Gruppe jedoch ist nicht festgehalten. „Damit fällt eine wichtige Botschaft der Konfirmation“, so Hermelink.

Lotta will ihre drei besten Freundinnen treffen, wenn „Corona vorbei ist“. Auch, um ihre Konfirmation noch einmal zu feiern.

Irgendwann feiern wollen auch Anja und Johannes Ahrens in Flensburg. Sie haben im Februar standesamtlich geheiratet. Ganz spontan, erzählen die beiden im Gespräch über Zoom. Weil ihnen das Datum so gut gefiel: 12.02.2021. „Ein Palindrom“, erklärt Anja Ahrens. „Das lässt sich auch rückwärts lesen.“ Der Tag ihrer standesamtlichen Trauung „hätte nicht schöner sein können“. Ein Strandspaziergang bei Minusgraden unter strahlend blauem Himmel und ständig wurden sie überrascht: von den Dosen am Auto, der Torte im Garten – nur, wer dahintersteckte, blieb manchmal ein Rätsel.

Die große Party folgt mit der kirchlichen Trauung

Ein Rätsel ist auch der Tag ihrer kirchlichen Trauung. „Wir haben unserer Familie und unseren Bekannten gesagt, dass sie sich einfach das ganze Jahr freihalten sollen“, sagt Anja Ahrens lachend. Denn selbstverständlich wollen sie dann „eine große Party feiern“. Bis dahin sei ein Schritt nach dem anderen angesagt – „im Moment sowieso“, ergänzt ihr Ehemann, der Flensburger Stadtpastor. „Die Ehe ist ein Abenteuer. Etwas, das sich nicht von selbst versteht“, sagt der 53-Jährige in Bezug auf das, was noch fehlt: ein Traugesang. Er habe das Gefühl, dass die Relevanz des kirchlichen Segens mit dem Alter steige.

Hochzeitsfeiern deutet Theologe Hermelink auch als „große Aufführung des sozialen Umfelds, in dem das Paar gelebt hat und weiterhin leben will. Sie sind ein Anlass, dieses sichtbar und erlebbar zu machen.“ Und: Sie sind eine „Vergewisserung und Bestätigung des gemeinsamen Lebens“. Bereits das Vorbereiten – von der Suche nach geeigneten Festtischen über die Auswahl des Blumenschmucks – gehört zum Ritual. Darum, sagt Jan Hermelink, empfiehlt er, an den Planungen festzuhalten – auch wenn nach wie vor die Verunsicherung herrsche, was wann wieder möglich sein wird. „Um Plänen gehört ein Umgang mit Ungewissheit immer dazu.“

Das Ja-Wort durch die Plexiglasscheibe

Ehepaar Ahrens aus Flensburg macht sich noch gar keine Gedanken. Sie wissen noch nicht einmal, wer sie trauen soll. Darin unterscheiden sie sich gerade von jüngeren Paaren. Pastor Ahrens hat es gerade selbst erlebt, dass ein Trautermin um zwei Jahre verschoben wurde. Im Standesamt trennte das Brautpaar eine Plexiglasscheibe von der Standesbeamtin. Die Scheibe nahmen sie bald nicht mehr wahr – die liebevolle Ansprache ließ diese Trennung schnell vergessen. Zumal es sich bei der Standesbeamtin um eine Wegbegleiterin handelte, die selbst kirchlich sehr engagiert ist, erzählen die beiden. Es war also schon ein Vorgeschmack der kirchlichen Trauung.



Foto: Lichtkamm Fotografie

Allein vor der Backsteinmauer statt umgeben von ihren Freundinnen: Lotta Wedermann am Tag ihrer Konfirmation.

STICHWORT

Macht der Sprache

Unter Sprache versteht man alle komplexen Systeme der Kommunikation – menschliche wie konstruierte. Die Schwierigkeit in der Kommunikation besteht darin, dass Sprache immer interpretiert werden muss. Je nachdem, wie ein Satz gesagt wird und von wem, kann er völlig unterschiedliche Bedeutungen haben. Sprache ist beständig im Wandel, sie unterliegt vielen Einflüssen, sie ist komplex, und Sprache schafft Tatsachen – wir schauen auf die Macht der Sprache. EZ

Was Sprache vermag

VON TILMAN BAIER

„Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.“ So beginnt das Evangelium nach Johannes. Damit bringt er auf den Punkt, was im ersten Schöpfungsbericht gleich zu Beginn der Bibel erzählend ausbreitet wird mit den Worten „Gott sprach, es werde ...“

Sprache ist für die Bibel das Werkzeug des Schöpfers. Auch Jesus erweist seine von Gott verliehene Vollmacht, indem er mit Worten die Realität verändert: „Steh auf“, sagt er zu dem Gelähmten, „nimm deine Liege und geh umher.“ Und der bisher Gelähmte tut es (Johannes 5, 8).

Doch auch einfache Menschen haben Teil an dieser göttlichen Schöpferkraft der Sprache. So bekommen auch Jesu Jünger die Vollmacht zugesprochen, Kranke zu heilen. Sie können mit der Macht der Sprache Sünden vergeben – was ja nichts anderes heißt, als die gestörte Verbindung zu Gott wiederherzustellen.

Ob Sprache als Werkzeug des Geistes die Wirklichkeit erst erschafft oder die Wirklichkeit den Geist und damit die Sprache, ist eine der uralten Streitfragen der Philosophie. Während die erste These dem Idealismus zugeordnet wird – das Bewusstsein schafft das Sein –, ist die zweite These Grundlage des Materialismus – das Sein schafft das Bewusstsein. Von daher ist es ein Treppenwitz der Geistesgeschichte, dass der Dichter Johannes R. Becher 1929 ausgerechnet über einen Vertreter des dialektischen Materialismus diese Verse verfasste:

*Er rührte an den Schlaf der Welt/
Mit Worten, die Blitze waren/
Sie kamen auf Schienen und
Flüssen daher /
Durch alle Länder gefahren.
Er rührte an den Schlaf der Welt/
Mit Worten, die wurden Brot,
Und Lenins Worte wurden Armeen/
Gegen die Hungersnot. (...)
Wurden Elektrizität,
Hämmern in den Betrieben,
Stehen, unauslöschbare Schrift,
In allen Herzen geschrieben.*

Lenins Worten sollte göttliche Schöpferkraft zugeschrieben werden, die Oktoberrevolution und die Gründung der Sowjetunion wurden so zu einer Neuschöpfung der Welt hochstilisiert. Doch jenseits der philosophischen Auseinandersetzungen gelten wohl für den Alltag beide Erfahrungen: Wirklichkeit formt Sprache und Sprache formt Wirklichkeit.

Nein, es ist nicht egal, ob wir etwas so oder so sagen. Schon kleinste sprachliche Veränderungen können im Coaching einen Unterschied machen. Genau wie im Alltag. Die Macht der Sprache ist größer, als vielen bewusst ist.

VON SYBILLE MARX

Greifswald. „Ich bin ein Chaos.“ Oder: „Ich bin jemand, der schlecht Nein sagen kann.“ Im Coaching passiert es nicht selten, dass Klienten ein ungeliebtes Verhalten in Formulierungen beschreiben, die gleich mal mitezählen: So „bin“ ich und so werde ich leider bleiben, das ist Teil meiner Identität! Schon schiebt sich ein Riegel vor den Weg der Veränderung, den die Klienten ja eigentlich gehen wollen. Denn Sprache hat enorme Wirkung – nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. Was wir anderen erzählen, erzählen wir gleichzeitig auch uns selbst und beeinflussen damit unwillkürlich, was wir glauben und wahrnehmen, welche Bilder in uns aufsteigen, wie wir uns fühlen, bewegen, was wir sagen, wie wir handeln.

Im Fall von „Ich-bin“-Aussagen kann man sich die Folgen so vorstellen, als würde das eigene Unbewusste, das ja ganz vieles für uns automatisch erledigt, einen versteckten Auftrag entgegennehmen. Es hört von uns, dass wir ein „Chaos“ seien oder „eine Frau, die nicht Nein sagen kann“, und sorgt dann dafür, dass wir dieses Verhalten auch künftig hervorbringen. Schließlich will es uns helfen, unsere Identität zu wahren – oder jedenfalls das, was wir dafür halten.

Wer ein bestimmtes Verhalten ändern möchte, ist darum gut bera-

ten, anders über sich zu reden – so, dass er sich die gewünschte Veränderung sprachlich offenhält, vielleicht sogar anbahnt. Statt „Ich bin jemand, der schlecht Nein sagen kann“, könnte ein Klient, eine Klientin in einem ersten Schritt formulieren: „Ich konnte bisher schlecht Nein sagen.“ Der Unterschied in der Wirkung ist sofort spürbar. Allein der Wechsel in der Zeitform suggeriert dem eigenen Unbewussten: Das war bisher so, das muss aber nicht so bleiben, die Zukunft ist immer offen.

Nicht an einen rosa Elefanten denken!

„Ich konnte“ statt „ich bin“ lädt zudem dazu ein, das „Unvermögen im Neinsagen“ nicht als starren Charakterzug oder gar genetische Veranlagung zu betrachten – sondern einfach als ein Verhaltensmuster, das man bisher oft angewendet hat. Sicher aus guten Gründen. Möglicherweise als unbewussten Lösungsversuch für ein verstecktes Problem. Vielleicht auch, weil man keine anderen Strategien kannte. Aber keineswegs, weil nichts anderes möglich wäre. Sich zu ändern ist für uns Menschen immer möglich – solange wir leben jedenfalls, danach wird es schwierig.

Apriorisch schwierig: Am Beginn eines Veränderungsweges im Coaching steht natürlich auch die Frage, was eine Klientin überhaupt erreichen möchte, was am Ende anders sein soll als vorher. Und da kann es vorkommen, dass sie erst mal nur über das spricht, was sie schwierig findet und eben NICHT mehr haben möchte. Die Auswirkungen einer

Was sagen Sie da? Da

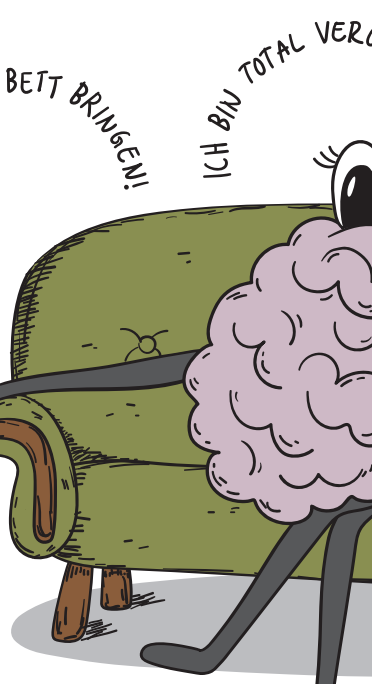
Wie wir uns mit Wörtern ausbreiten

solchen Redeweise kann jeder an sich selbst überprüfen. Was löst es in Ihnen aus, wenn Sie mit Leistungsdruck in der Stimme sagen: „Ich möchte endlich diesen Druck auf der Brust los sein und mich nicht mehr dauernd so stressen, ich möchte endlich nicht mehr so verkrampft durch den Tag gehen ...“

Und was bewirkt es bei Ihnen, wenn Sie stattdessen denken und sagen: „Ich möchte gern gelassener sein, sodass ich frei und tief atmen kann. Ich hätte gern ein Gefühl von Weite in mir und die Sicherheit, dass ich mit allem gut umgehen kann.“

Bei der zweiten Formulierung dürften Sie schon einen Hauch Entspannung gespürt, vielleicht sogar unwillkürlich tief geatmet haben; die erste Formulierung lädt eher dazu ein, den unerwünschten Druck weiter zu spüren. Beispiele, wie sie auch Gunther Schmidt, Gründer der hypnosystemischen Therapie in Deutschland, oft verwendet.

Es ist da wie bei dem berühmten rosa Elefanten. Gibt uns jemand den Auftrag, NICHT an einen rosa Elefanten zu denken, taucht dieses Trampeltier prompt in unserer Vorstellungswelt auf. Denn jene älteren Teile unseres Gehirns, die in Bildern denken, repräsentieren Verneintes genauso wie nicht Verneintes. Würde ein Klient im Coaching nur for-



mulieren, was er NICHT haben möchte, würde seine Aufmerksamkeit also immer weiter um das Unerwünschte kreisen. Und das wäre die beste Methode, es gerade wieder hervorzubringen.

Wenn sich etwas in unserem Verhalten oder Erleben verändern soll, braucht unser Hirn Wörter, die be-

Von Lehrern, Hunden und der Frau in Adams Rippe

Alle sind vereint in der Sprachform „generisches Maskulinum“ – aber nicht alle sind zufrieden

Nimm die männliche Form, meine die weibliche mit – so funktioniert das generische Maskulinum. Aber funktioniert es wirklich? Was in den 70ern noch als normal galt, ist heute heftig umstritten.

VON CHRISTINE SENKBEIL

„Ronja kratzt an der Tür. Er will rein“, sagt meine Mutter. Meine Nichte lacht: „Ronja ist doch kein Er!“ Meine Mutter bleibt fest. „Ronja ist ein Hund. Hunde sind immer ‚Er‘.“ Verzwickt, die richtige Form zu erwischen. Das „generische Maskulinum“ könnte helfen. Komplizierter Begriff, einfache Sache: Nimm die männliche Form, meine die weibliche mit. „Suche einen Arzt auf!“, könnte es also heißen, und mitgemeint sind alle Ärzte dieser Welt, inklusive aller Ärztinnen. Aber wer hat bei diesem Satz eine Frau vor Augen?

Lehrer. Schüler. Arbeiter. Ich selbst bin aufgewachsen in einer Welt ohne „innen“. Obwohl es genug davon gab. „Meine Mutti ist Abteilungsleiter, alle Tage steht sie ihnen Mann!“, schmetterten wir als Junge Pioniere und witterten keine Diskriminierung. Abgeglichen mit der Realität, in der meine eigene Mutter „Lehrer“ war und auch die anderen Mütter bunt gemixt in allen Berufen arbeiteten, ergab das Sinn. Dass in der DDR diverse Frauen Betriebe leiteten, trug zu meiner Wahrnehmung bei, dies müsse nicht sonderlich betont werden. Normalität.

Jahrhundertlang sprach offenbar nichts dagegen, die männliche Form stellvertretend für alle Ge-

schlechter zu verwenden. Lehrer Hilde Krüger, Ingenieur Trude Grund. Halt mal. Oder fiel es nicht auf, weil es jahrhundertlang keine weiblichen Ingenieure gab? Überhaupt: Frauenberufe? Außer „Hausfrau“ und „Krankenschwester“, die dann interessanterweise durchaus weibliche Endungen bekamen ...

Seit den 1980er-Jahren jedenfalls wurde der generische Gebrauch des Maskulinums bei Berufsbezeichnungen weniger. Was im Osten längst normal war, bahnte sich auch im Westen einen Weg: Frauen traten ins Berufsleben. Und das sollte sichtbar sein – auch sprachlich.

Meine Freundin war noch 1988 in der DDR „Lehrling“ als „Wirtschaftskaufmann“, wie alle in ihrer Frauenklasse. Nach der Vereinigung gab es dann auch hier „Auszubildende“, und zwar zu „Wirtschaftskauffrauen“. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begann das Nachfragen: „Was reden wir da eigentlich?“

wohl parallel zum Auftreten von Politistinnen und Ingenieurinnen.

Insbesondere die Feministische Linguistik trat eine große Sprachkritik los: wegen Uneindeutigkeit und des fehlenden Einbezugs von Frauen. Ein gesellschaftlicher Diskurs kam gesund und laut heulend zur Welt.

Im Arzt steckt keine Ärztin

Zahlreiche Studien zum Sprachverständnis belegten: Bei einer männlichen Bezeichnung haben die meisten Menschen auch einen Mann vor Augen – und eben keine Fischerin, Bäckerin oder Busfahrerin.

Die Erforschung dieses sprachlichen Phänomens beschäftigte Forscher überall. Schon in den 1960er-Jahren fanden englische Sprachwissenschaftler heraus, dass Kinder das generische „he“ sehr lange nur auf eine männliche Person beziehen.



Das generische Maskulinum mal auf den Kopf gedreht. Aber wie man es auch wendet, die Sprachform hat eben ihre Grenzen.

Und dass auch Erwachsene sich schwertun, Frauen in dieser Sprachform überhaupt zu erkennen.

Eine deutsch-belgische Studie von 2015 ergab, dass sich Kinder einen Beruf eher zutrauen, wenn er ihnen sowohl in der männlichen als auch weiblichen Form dargestellt wird. Beispiel: Ingenieur und Ingenieurin. Dieser Test gilt als Nachweis, dass das generische Maskulinum nicht geschlechtsneutral verstanden wird. Im Arzt steckt eben keine Ärztin so wie die Frau in Adams Rippe. Historische Rollenbilder werden so untermauert. Solche, die ich als DDR-Kind für überwunden hielt, als die Mütter tatsächlich Abteilungsleiterinnen waren, auch wenn sie nicht so hießen. Heute ist es oft umgekehrt.

Gleichberechtigung war nach dem Gender Equality Index 2020 in Deutschland zu 67,5 Prozent umgesetzt: europaweit ein nicht rühmlicher Platz 10 und unterm EU-Durchschnitt. Schweden führte: 83,8 Prozent. Auch Dänemark, Frankreich, Finnland, Niederlande, UK, Irland, Spanien, Belgien und Luxemburg bieten Frauen mehr.

Sprache verändert sich. Die Gesellschaft auch. Wer von beiden zuerst und wer durch wen: Das ist die Frage, ob erst Huhn oder Ei da war. Wohin es gehen soll, bestimmen wir täglich mit. Das Ringen darum läuft, wie wir es am elegantesten formulieren, dass Männer UND Frauen dabei sind. Im Kopf fängt es an.

Und ich? Bin gern Redakteurin, hinten mit „in“. Und etwas Stacheln mit der Mutter schadet nie: „Der Hund ist eine Sie, Frau Lehrer.“

s eigene Hirn hört mit

sen – oder befreien und beflügeln

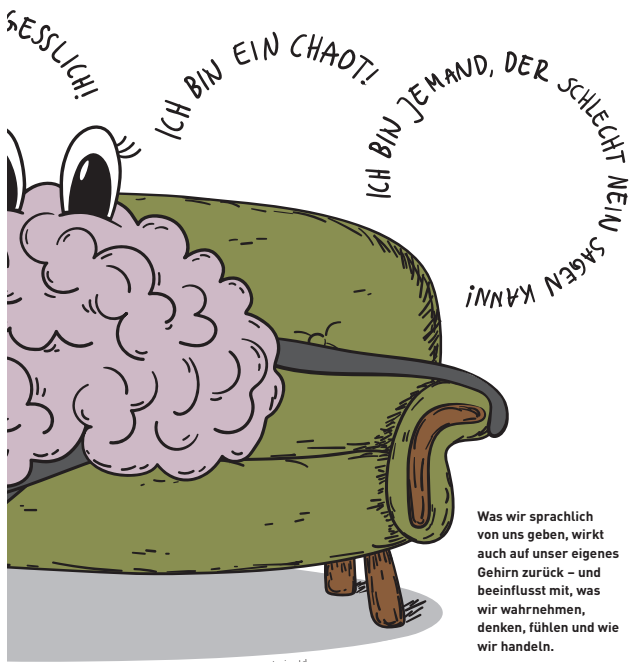


Illustration: Noreen Leipold

Was wir sprachlich von uns geben, wirkt auch auf unser eigenes Gehirn zurück – und beeinflusst mit, was wir wahrnehmen, denken, fühlen und wie wir handeln.

schreiben, was statt des Unerwünschten da sein soll, damit sich unser Geist darauf ausrichten kann. Man kann nichts löschen im Gehirn, aber alles durch etwas anderes ersetzen. Im Coaching wie im Alltag gilt also: Die Veränderung beginnt mit Wörtern von dem, was werden soll. „Es werde Licht“, spricht Gott im

Schöpfungsbericht der Bibel und erschafft damit die Welt. Verse, in denen tiefes Wissen um die Macht der Sprache steckt.

Wer sich eine Welt erschaffen will, in der er sich nicht dauernd klein und fremdgesteuert, sondern selbstbestimmt und erwachsen fühlt, könnte dem Wörtchen „müs-

sen“ auch noch etwas Aufmerksamkeit schenken. Sätze wie „Ich muss jetzt los“, „Ich muss die Kinder ins Bett bringen“, „Ich muss mich um meine Mutter kümmern“, sagen wir häufig. Aber auch hier gilt: Das hat Auswirkungen aufs eigene Erleben. Wer so redet, suggeriert sich ständig, er habe keine Wahlmöglichkeiten und sei das Opfer seiner Umstände, und das verstellt den Blick auf vielleicht doch vorhandene Wahlmöglichkeiten und provoziert im eigenen Inneren eher Lustlosigkeit und Ergebnislosigkeit als Tatendrang und Kreativität.

Unter anderem aus der Gestalttherapie und der Gewaltfreien Kommunikation von Marshall Rosenberg stammt daher der Vorschlag, das „Müssen“ im Alltag wenigstens probeweise zu ersetzen durch Formulierungen wie „Ich will“, „Ich entscheide mich für“, „Ich wähle, xy zu tun“. Die Wirkung kann verblüffend sein.

„Ich-muss“-Sätze verdecken Möglichkeiten

Wenn Ihnen das nächste Mal ein „Ich muss jetzt ins Büro“ auf der Zunge liegt, merken Sie vielleicht: In dieser Absolutheit stimmt das gar nicht, es gibt keine unsichtbare Kraft, die Sie zwingt! Sie haben die Wahl, Sie entscheiden. Sie könnten sich zum Beispiel mal entschuldigen, später ins Büro fahren und länger mit Ihrer Familie frühstücken. Sie könnten den Chef spontan um einen freien Tag bitten, Urlaub nehmen oder sogar ein Sabbatical planen. Sie könnten Ihre Stelle kündigen und sich selbstständig machen. Und natürlich könnten Sie auch un-

entschuldig schwänzen oder dauerhaft von Hartz IV leben, wenn Sie bereit sind, die damit einhergehenden Folgen zu tragen. Die verschiedenen Möglichkeiten verschwinden aber aus Ihrem Bewusstsein, wenn Sie nur das Wort „müssen“ verwenden.

„Entscheiden“ Sie sich dafür, ins Büro zu fahren, oder „wählen“ Sie es, dann fahren Sie zudem nicht aus vermeintlichem Zwang, sondern aus einer inneren Freiheit heraus. Zum Beispiel, weil es Ihnen einfach wichtig ist, Ihre Arbeit zu erledigen und damit etwas Sinnvolles zu tun.

Wenn Sprache aber so viel Macht hat und schon kleinste Veränderungen einen Unterschied machen, muss man dann ständig darauf achten, was man sagt und wie man es sagt? Sie MÜSSEN gar nichts. Aber Sie DÜRFEN natürlich, wenn Sie wollen. Sie haben die Wahl. Nur Vorsicht, es könnte dann passieren, dass Sie sich ein bisschen verändern – deutlicher, als Sie bisher für möglich gehalten haben. Und wenn Sie sich einen Coach suchen, der Ihnen genau zuhört und Sie unterstützt, geht es vielleicht noch viel schneller.



SYBILLE MARX

ist Redakteurin der Mecklenburgischen & Pommerschen Kirchenzeitung und zertifizierte Systemische Life-Coachin in Greifswald. www.coaching-in-greifswald.de

Respektvolle Sprache

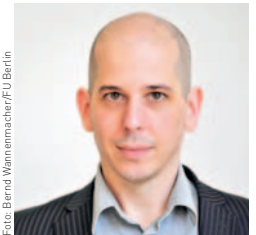


Foto: Bernd Wainemacher/FU Berlin

Laut Anatol Stefanowitsch brauchen wir eine politisch korrekte Sprache.

Anatol Stefanowitsch ist Professor für Sprachwissenschaft am Institut für Englische Philologie der Freien Uni Berlin. 2018 erschien seine Streitschrift „Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen“. Andrea Seeger stellte ihm drei Fragen.

Was ist politisch korrekte Sprache?

Anatol Stefanowitsch: Im Grunde genommen ist „politisch korrekte“ Sprache nichts anderes als respektvolle Sprache. Die Idee dahinter ist einfach: Wir sollten mit anderen (und über andere) so sprechen, wie wir es an ihrer Stelle erwarten würden. Zum Beispiel zeigt sich immer wieder, dass Männer es nicht akzeptieren, wenn sie bei weiblichen Personenbezeichnungen „mit gemeint“ sein sollen. Kürzlich gab es den Fall, dass das Justizministerium in einem Gesetzesentwurf durchgängig weibliche Formen verwendet hat, mit einem Hinweis, dass diese auch für Männer gelten sollen. Das Ergebnis war eine tagelange Aufregung in den Medien und eine Intervention des Innenministeriums. Wenn es aber inakzeptabel ist, Männer mit weiblichen Personenbezeichnungen zu benennen, sollte es umgekehrt auch inakzeptabel sein, Frauen mit männlichen Personenbezeichnungen zu benennen.

Wozu brauchen wir sie?

Wir brauchen eine respektvolle Sprache, weil sie unserem Ideal einer Gesellschaft entspricht, in der alle Menschen gleich sind. Die Strukturen und Gebrauchsgewohnheiten unserer Sprache sind über viele Jahrhunderte in Gesellschaften geprägt worden, die dieses Ideal nicht hatten, sondern in denen manche Bevölkerungsgruppen als Normfall und andere als Abweichung betrachtet wurden. In manchen Fällen wurden diesen Gruppen bis ins vergangene Jahrhundert bestimmte Rechte verwehrt oder ihr Menschsein infrage gestellt. Auch heute ist eine wirkliche Gleichstellung in vielen Bereichen noch nicht erreicht, aber wir haben zumindest den Anspruch der Gleichheit. Das muss sich in der Sprache wiederfinden.

Und worauf sollte jede und jeder im Alltag achten?

Für Mitglieder privilegierter Gruppen ist es immer schwer, diese Privilegien und die damit einhergehenden Ungleichheiten zu erkennen. Sie verstecken sich zum Teil unter der scheinbaren Selbstverständlichkeit der Tradition. Dort, wo wir zu einer privilegierten Gruppe gehören, müssen wir lernen, diese sprachlichen Traditionen zu hinterfragen. Und wir dürfen nicht jedes Mal in ein reflexhaftes Abstreiten verfallen, wenn uns Mitglieder strukturell und sprachlich benachteiligter Gruppen auf solche Traditionen hinweisen. Wir sind nicht für die Geschichte verantwortlich, die unsere Sprache geformt hat. Aber wir sind dafür verantwortlich, wie wir unsere Sprache weiterentwickeln.

REZENSIONEN



Marshall B. Rosenberg: Gewaltfreie Kommunikation. Junfermann Verlag, 224 Seiten, 24 Euro. ISBN 978-3873874541

Gewaltfrei reden

VON KARIN ILGENFRITZ

Der Psychologe Marshall B. Rosenberg (1934-2015) zeigt in seinem Buch „Gewaltfreie Kommunikation“ deutlich die Wirkung und Auswirkung von Sprache. Das Konzept der Gewaltfreien Kommunikation (GFK) will die Qualität von Beziehungen verbessern. Die meisten Menschen werden von Geburt an dazu erzogen, sich in einer Art Wettbewerb gegen andere zu behaupten. Über andere wird schnell in „richtig“ und „falsch“ oder „gut“ und „böse“ geurteilt. Diese Denkmuster beeinflussen die Sprache und erzeugen schnell Missverständnisse und Frustration.

Rosenberg geht davon aus, dass Kommunikation und friedliche Beziehungen nur gelingen, wenn sich Menschen mit Empathie begegnen. Er nennt vier wesentliche Komponenten für das Gelingen der GFK: beobachten, was in der Situation geschieht – und das dem anderen mitteilen, ohne etwas zu bewerten. In einem zweiten Schritt aussprechen, was man dabei fühlt, wenn man die Situation beobachtet: erschrickt

man, ist amüsiert, irritiert oder verletzt. Im dritten Schritt wird geäußert, welche Bedürfnisse hinter den Gefühlen stehen. Der vierte Schritt bezieht sich darauf, was man vom anderen möchte.

Das Buch zeichnet sich aus durch eine gut verständliche Sprache. Viele Beispiele aus dem täglichen Leben machen deutlich, wie lebensnah Rosenbergs Theorie ist. Immer wieder gibt es auch Übungen, um das Gelesene auszuprobieren. Das Konzept der GFK ist weltweit verbreitet. Das Buch ist gut – nicht umsonst ein Klassiker im Bereich der Psychologie und Kommunikation.

Sensible Sprache

VON ANKE VON LEGAT

Das Wort Jude laut auszusprechen, ist in Deutschland keine Selbstverständlichkeit. Viele Menschen – jüdische wie nicht jüdische – bevorzugen Formulierungen wie „jüdische Menschen“ oder „Menschen jüdi-

schen Glauben“. Warum, fragt der Journalist Ronen Steinke, der von sich selbst sagt: „Ich bin gern Jude“, in seinem Buch „Antisemitismus in der Sprache“. Seine Antwort: Nach wie vor sind mit bestimmten Worten oder Formulierungen Assoziationen verbunden, die Juden und das Judentum abwerten.

Da ist zum Beispiel das jiddische, aus dem viele Wörter in die deutsche Alltagssprache eingegangen sind. Manche, so zeigt Steinke, tragen noch ihre ursprüngliche Bedeutung; Tacheles für Klartext; Schlamassel für Unglück oder meschugge für verrückt. Andere aber haben bei der Übernahme ins Deutsche einen abwertenden Klang bekommen, den sie ursprünglich nicht hatten. So bekam Mischpoke, das im jiddischen einfach Familie heißt, einen Beigeschmack; ebenso schachern, das zunächst schlicht „Handel treiben“ bedeutete, heute aber auf unguete Art zu falschen meint.

Bedenklich sind in Steinkes Augen auch bestimmte Wortkombinationen. Die Formulierung „Der Jude XY“ wurde so lange abwertend verwendet, dass sie heute noch diesen Reflex auslöst – selbst wenn es sich einfach um eine Sachinformation handelt. Kombinationen wie „Halb-“ oder „Dreivierteljude“ sind nach Einschätzung des Autors nie respektvoll, weil sie die Fixierung auf die jüdische Herkunft auf die Spitze treiben.

Sprachliche Erniedrigung, Diskriminierung und Wort-Umdeutungen hinterlassen bis heute unguete Assoziationen, die man sich bewusst ma-

chen sollte, meint Steinke. Sein mühelos zu lesendes Buch will dazu beitragen, mehr Sensibilität in diesem Bereich zu schaffen.

Sprache als Seismograf

VON COSIMA JÄCKEL

„Was jemand willentlich verbergen will, sei es nur vor andern, sei es vor sich selber, auch was er unbewußt in sich trägt: die Sprache bringt es an den Tag.“ Dies schreibt der Philologe und Überlebende des Dritten Reiches Victor Klemperer im ersten Kapitel seines Werkes LTI, Lingua Tertii Imperii, über die Sprache des Dritten Reiches. Hierin beobachtet er messerscharf den Veränderungsprozess der Sprache noch weit vor der Machtergreifung Hitlers. Er sah allein durch die Beobachtung der Sprache Ereignisse heraufziehen, die später grausame Realität werden sollten. Das Buch lehrt, die Sprache als Seismograf künftiger Entwicklung zu begreifen – und das ist heute wieder wichtiger denn je.



Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen. Reclam, 416 Seiten, 13,- Euro. ISBN 978-3-15-020624-9



Ronen Steinke: Antisemitismus in der Sprache. Warum es auf die Wortwahl ankommt. Duden-Verlag, 64 Seiten, 8,- Euro. ISBN 978-3-411-74375-9

KURZ
NOTIERT**Käßmann: Immer noch ist Gleichstellung Illusion**

Hannover. Die Gleichstellung von Frauen in der Gesellschaft ist aus Sicht der Theologin Margot Käßmann noch längst nicht verwirklicht. „In all den jungen Familien, die ich kenne, ist es so, dass die Frau dafür sorgt, was auf den Tisch kommt, dass die Schulaufgaben gemacht werden oder die Wäsche gewaschen wird“, sagte die frühere hannoversche Landesbischofin und ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) anlässlich des Weltfrauentags. Frauen trügen im Haushalt die Hauptbelastung. Diese habe nicht abgenommen, auch wenn es ein paar „Ausnahmefälle“ gebe.

Empört zeigte sich Käßmann über den Umgang mit sogenannten systemrelevanten Berufen, die vor allem von Frauen geleistet würden. „Die Altenpflegerin, die Erzieherin und auch die Frauen, die uns mit Lebensmitteln versorgen – das sind dominant Frauenberufe und glasklar schlecht bezahlte Berufe“, kritisierte Käßmann. epd

Susanne Bei der Wieden wird Kirchenpräsidentin

Emden. Susanne Bei der Wieden (Foto) wird die erste Kirchenpräsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche. Die Delegierten der digital tagenden Gesamtsynode wählen die 54-jährige Theologin aus Frankfurt/Main im ersten Wahlgang mit 46 Stimmen. Sie folgt Martin Heimbucher im Amt, der Ende Juli in den Ruhestand tritt. Ihre Gegenkandidatin, Sabine Dreßler aus Braunschweig, erhielt 14 Stimmen.

Es gab eine Stimmenthaltung. Bei der Wieden sagte nach der Wahl, sie sei überwältigt und freue sich auf die Zusammenarbeit. Sie wird ihr neues Amt voraussichtlich im Spätsommer antreten.

Susanne Bei der Wieden wurde 1966 in Darmstadt geboren. Evangelische Theologie studierte sie in Wuppertal und Göttingen. 1997 erhielt sie ihren Dokortitel für eine Arbeit über die Predigten des Reformators Martin Luther (1483-1546). Derzeit ist sie Pastorin der evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Frankfurt/Main. Bei der Wieden ist verheiratet und hat eine erwachsene Tochter. epd

Bischof: Priestertum für Frauen muss Thema sein

Osnabrück. Der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode sieht es als notwendig an, dass die katholische Kirche in Deutschland offen über den Zölibat und das Priestertum von Frauen verhandelt. „Diese Themen müssen auf den Tisch und freimütig und demütig ausgesprochen werden“, sagte Bode.

Die Fragen nach der Lebensform von Priestern und nach dem, was Priestersein bedeute, müssten auch vor dem Hintergrund des dramatischen Priester Mangels neu geklärt werden. „Wir haben fast keine Nachfolger mehr“, sagte Bischof Bode während einer digitalen Tagung zur Zukunft des priesterlichen Lebens. epd

Streit bei der Zusammenarbeit

Missbrauch in der Kirche: Betroffenenbeirat kritisiert evangelische Kirche. Die widerspricht

Berlin. Rund ein halbes Jahr nach dem Start haben Mitglieder des Betroffenenbeirats der evangelischen Kirche mangelnde Beteiligung von Opfern an der Aufarbeitung von Missbrauch vorgeworfen. Betroffene würden unzureichend in Beratungen eingebunden, es fehle an Information, sagte Gremiumsmitglied Katharina Kracht in einer Online-Presskonferenz.

Sie warf der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) vor, ihr Versprechen, an Aufarbeitung auf Augenhöhe interessiert zu sein, nicht einzulösen. Kracht und andere Betroffene beklagten zudem mangelnde Ausstattung sowie Aufwandsentschädigungen für die Arbeit im Beirat. Sie forderten mehr Beteiligung, auch durch eine Änderung der Strukturen. Unter anderem forderten sie, an Sitzungen des EKD-Rats teilnehmen zu können.

Der Betroffenenbeirat der EKD kam erstmals im September zusammen. Die EKD hatte ihn berufen, um Opfer sexualisierter Gewalt in der Kirche an Vorhaben zur Aufarbeitung, Entschädigung und Prävention zu beteiligen. Das Gremium soll als Gegenüber dem Beauftragtenrat – das von der EKD wegen Missbrauchsfällen einberufene Gremium mit Geistlichen und Kirchenjuristen – beraten.

Die Betroffenen kritisierten, dass die versprochene Berücksichtigung ihrer Expertise nicht stattfindet. Über Entscheidungen werde man erst informiert, wenn diese längst gefallen seien, sagte Detlev Zander.



Ein Thema, das schmerzt, auch bei der Aufarbeitung: Missbrauch in der Kirche. Betroffene fordern mehr Mitsprache.

Die EKD widersprach. „Der Betroffenenbeirat ist selbstverständlich an allen laufenden Entscheidungsprozessen beteiligt“, sagte ein Sprecher dem epd. Dazu zählten Gespräche mit dem Missbrauchsbeauftragten der Bundesregierung, geplante kirchenrechtliche Anpassungen und die in Auftrag gegebene Studie zu Missbrauch in der evangelischen Kirche. „Dass dabei unterschiedliche Auffassungen und Perspektiven zum Tragen kommen, ist ein schwieriger, aber ebenso notwendiger Teil dieses Prozesses“, sagte er.

Die drei Vertreter des Betroffenenbeirats beklagten, dass sie Aufwandsentschädigungen nur für offiziell einberufene Sitzungen erhalten. Diese fällt nach ihren Angaben wesentlich geringer aus als die monatliche Aufwandsentschädigung, die Betroffene im Beirat des Unabhängigen Missbrauchsbeauftragten der Bundesregierung bekämen. Kracht forderte zudem bei kirchenrechtlichen Fragen juristische Beratung.

Der EKD-Sprecher sagte, dass dem Beirat aufgrund der festgestellten erhöhten Arbeitsbelas-

tung angeboten worden sei, die Aufwandsentschädigung zu erhöhen. Zudem sei dem Gremium kirchenrechtliche Beratung aus dem Kirchenamt der EKD angeboten worden. In welchen Fällen die geforderte unabhängige juristische Beratung zur Verfügung gestellt werden kann, werde noch geprüft.

Stein forderte über die kirchlichen Aufklärungsbemühungen hinaus eine vom Bundestag berufene Wahrheitskommission. Der Staat müsse die Rolle des Aufklärs übernehmen und dürfe dies nicht den Kirchen überlassen. epd

Caritas-Präsident: Ablehnung war ein Fehler

Peter Neher: Fehlende Zustimmung zum Tarifvertrag schadet Glaubwürdigkeit der Kirche

Berlin. In außergewöhnlicher Deutlichkeit hat der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Peter Neher, eingeräumt, dass dem katholischen Verband durch die Ablehnung eines allgemeinverbindlichen Tarifvertrags für die Altenpflege Schaden entstanden ist. Neher erklärte am Freitag in Berlin, die Entscheidung der Arbeitsrechtlichen Kommission (AKR) „schadet der Glaubwürdigkeit der Caritas und sie kommt zu Unzeiten für die katholische Kirche“. Der Beschluss verhindere „eine höhere Entloh-

nung von vielen Pflegekräften außerhalb der Caritas und das mitten in einer Pandemie, die diesen Menschen unheimlich viel aberlangt“.

Er hätte sich eine andere Entscheidung gewünscht, sagte Neher, betonte aber, dass die mit Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern des Verbandes paritätisch besetzte Kommission in ihrer Entscheidungsfindung unabhängig und dies zu respektieren sei. Neher reagierte damit auf eine Stellungnahme von katholischen Sozialethikern und Theologen, die den Beschluss

der Caritas-ARK ebenfalls kritisiert hatten und sie auffordern, ihre Entscheidung zu revidieren.

Die Arbeitsrechtliche Kommission der Caritas hatte es kürzlich abgelehnt, dem Antrag auf eine Allgemeinverbindlichkeitserklärung des Tarifvertrags Altenpflege zuzustimmen, der zwischen der Gewerkschaft ver.di und der Bundesvereinigung Arbeitgeber in der Pflegebranche (BVAP) ausgehandelt worden war. Ausschlaggebend war die Ablehnung der Arbeitgebervertreter in der Kommission. Da

dem Verfahren beide kirchlichen Wohlfahrtsverbände, Caritas und Diakonie, zustimmen mussten, ist ein Flächentarif in der Pflege, für den sich auch Bundesarbeitsminister Hubertus Heil (SPD) einsetzt, damit gescheitert. Die Diakonie hatte ihre Beschlussfassung einen Tag nach dem Veto der Caritas-ARK abgesagt. Die Kirchen und ihre Sozialverbände handeln Löhne und Gehälter nicht mit Gewerkschaften, sondern in eigener Regie in den Arbeitsrechtlichen Kommissionen aus. epd

Keine Ausladung – aber auch keine Einladung

Gottesdienste beim nächsten Kirchentag dürfen ökumenisch sein, Abendmahlsfeiern aber nicht

Der Limburger Bischof und Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, lehnt ein konfessionsübergreifendes Abendmahl beim 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt am Main im Mai ab.

Limburg/Frankfurt a.M. Es könne keine gemeinsame Feier einer Heiligen Messe durch Geistliche verschiedener Konfessionen und keinen generellen, konfessionsübergreifenden Empfang der Eucharistie geben, schrieb Bätzing in einem Brief an die Priester des Bistums Limburg. Im Einzelfall werde der Empfang aber toleriert.

Unabhängig davon ermutigte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz laut Mitteilung der Bistums-Pressestelle, an gottesdienstlichen Feiern anderer Konfessionen teilzunehmen. Der 3. Ökumenische Kirchentag findet

coronabedingt digital und dezentral vom 13. bis 16. Mai in Frankfurt statt.

In der evangelischen Kirche gebe es die Form der expliziten Einladung zum Empfang des Abendmahls, führte der auf katholischer Seite gastgebende Bischof des Ökumenischen Kirchentags aus. „Eine solche allgemeine Einladung aller Getauften ist in der Eucharistiefeier aufgrund der nicht verwirklichten vollen Kirchengemeinschaft bislang nicht möglich. Gemäß dem katholischen Messbuch gibt es diese Form der persönlich ausgesprochenen Einladung auch nicht. Es ist daher weder eine allgemeine Einladung noch eine Ausladung auszusprechen“, schrieb Bätzing.

Voraussetzung für einen würdigen Empfang der eucharistischen Gaben sei für Katholiken wie Nichtkatholiken die Prüfung des eigenen Gewissens. „Als Seelsorger respek-

tieren wir die Gewissensentscheidung, wenn jemand nach ernster Prüfung und in Übereinstimmung mit dem katholischen Glauben die heilige Kommunion empfängt“, schrieb der Bischof.

Von dem Unterschied von katholischer Eucharistie und evangelischem Abendmahl abgesehen, kann nach den Worten Bätzings die Teilnahme an Gottesdiensten anderer Konfessionen „spannend und inspirierend sein“.

Gläubige sollten die Gelegenheit beim Ökumenischen Kirchentag nutzen, die unterschiedlichen Traditionen kennenzulernen. Auch in katholischen Gottesdiensten sollten sich nichtkatholische Teilnehmende „als willkommenen Gäste erfahren“, schrieb der Bischof.

Sie könnten durch Gebet, Fürbitte, Glaubenszeugnis oder Grußwort eingebunden werden. Der 3. Ökumenische Kirchentag solle „die

Erfahrungen bestärken, dass Christinnen und Christen verschiedener Konfessionen viel mehr eint, als trennt“, schrieb Bätzing.

Dagegen hatten Ende Februar evangelische und katholische Frankfurter Theologen in einer Erklärung für die wechselseitige Teilnahme an Eucharistie und Abendmahl gewonnen. Die inzwischen erreichte Verständigung lasse es zu, dass beide Konfessionen ihre unterschiedlichen Mahlfeiern als Ausdruck der Gemeinschaft mit dem gegenwärtigen Christus verstünden, erklärten unter anderem die Stadtdekanen. Die Unterzeichner räumten ein, dass es beim unterschiedlichen Amtsverständnis der Kirchen weiteren Klärungsbedarf gebe. „Trotzdem haben wir Frankfurter Christinnen und Christen das Vertrauen in die jeweils andere Form der Mahlfeier“, heißt es weiter. epd

Gesten der Versöhnung

Papst im Irak: Eine Reise des guten Willens

Rom/Mosul. Frieden, Versöhnung und der Zusammenhalt der Religionen haben den Besuch von Papst Franziskus im Irak bestimmt. Bei einem Treffen mit der höchsten schiitischen Autorität des Landes, Großayatollah Ali al-Sistani, dankte Franziskus für Rückhalt bei der Verteidigung religiöser Minderheiten gegen Unterdrückung und Verfolgung. Im Nordirak erinnerte der Papst an die Gewalterschaft der Terrormiliz „Islamischer Staat“ und ermutigte zu Widerstand gegen Gewalt, Hass und Zerstörung.

„Gemeinsam mit allen Menschen guten Willens sagen wir Nein zum Terrorismus und zur Instrumentalisierung der Religi-

on“, rief der Papst den Gläubigen in Karakosch zu. Trotz steigender Corona-Infektionen im gesamten Irak strömten zahlreiche Menschen zusammen, um den Papst willkommen zu heißen.

Im 30 Kilometer entfernten Mosul betete der Papst vor den Trümmern mehrerer zerstörter Kirchen für die Opfer von Gewalt und Krieg. Der Irak sei als „Wiege der Zivilisation von einem unmenschlichen Sturm“ getroffen worden.

Zum Abschluss seiner Irak-Reise feierte der Papst am Sonntagmittag im Stadion von Erbil, der Hauptstadt der autonomen Kurdistanregion, eine Messe mit mehreren Tausend Gläubigen. Dabei



Beten für Frieden: Papst Franziskus lässt vor den Trümmern von Mosul eine weiße Taube aufsteigen, Symbol für Frieden.

warnte er eindringlich vor der „Versuchung, nach Rache zu suchen, die in eine endlose Vergeltungsspirale versinken lässt“. Bei einem interreligiösen Treffen in Ur im Süden

des Landes betonte der Papst angesichts der anhaltenden Konflikte in der Region: „Feindseligkeit, Extremismus und Gewalt sind Verrat an der Religion.“ Die Begegnung fand

an dem Ort statt, an dem der biblischen Überlieferung zufolge Abraham, der Stammvater von Juden, Christen und Muslimen, geboren wurde. **epd**

Pandemie lehrt „bewussteres Leben“

Rothenburg o.d. Tauber. Die Corona-Pandemie kann nach Ansicht des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm, zu einem bewussteren Leben anleiten. Die Gesellschaft als Ganzes sowie jeder für sich merke, „dass wir nicht alles unter Kontrolle haben“ und „mit den Grenzen“ der menschlichen Möglichkeiten konfrontiert sind, sagte der bayerische Landesbischof beim Rothenburger Landfrauentag, der als Videokonferenz stattfand.

Eine wesentliche Basis für ein bewussteres Leben „in und nach der Pandemie ist die Dankbarkeit“, sagte Bedford-Strohm. Viel zu oft merke man erst, was man an einer Sache, an einem Menschen und am Leben habe, wenn man sie verloren habe. **epd**

Nach Corona: Religion kehrt nicht zurück

Berlin. Der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack (65) rechnet nicht mit einer Rückkehr der Religion durch die Corona-Pandemie. Alle Untersuchungen zu der Frage, wie sich diese Krise auf Glauben und Kirchenzugehörigkeit auswirkt, zeigten, dass bestehende Einstellungen eher verstärkt als verändert würden, sagte er in einem Interview der „Zeit“-Beilage „Christ und Welt“: „Wer also eine starke innere Beziehung zu Religion und Kirche hat, bekennt oft, in der Krise habe sich sein Glaube noch einmal intensiviert. Wer Religion und Kirche distanziert gegenübersteht, erklärt häufig, sein Glaube habe sich abgeschwächt.“

Der Religionssoziologe rechnet zugleich damit, dass viele Menschen die Krise überhaupt nicht religiös deuten und sagen: „Wir stehen zuvorderst vor einem medizinischen und biologischen Problem, das wir mit den Mitteln der Politik und Wissenschaft angehen müssen“.

Pollack bezeichnete es als eher gut und richtig, dass die Kirchen weitgehend darauf verzichtet haben, „sich zu den großen Sinndeutern der Pandemie aufzuschwingen“. Das hätte die Menschen nur gegen sie aufgebracht. Die Zeit, in der die Religion für die Lösung aller Probleme zuständig war, sei lange vorbei. **KNA**

GESUNDHEITS-TIPP

Anzeige

60% weniger Gelenkschmerzen¹ Neue Therapie begeistert Patienten

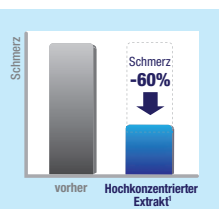
Eine neuer Pflanzenextrakt mit 3-fach stärkerer Wirkstoffkonzentration verschafft Gelenkschmerz-Betroffenen in Deutschland endlich Linderung.

Für mehr als 15 Millionen Deutsche gehören Gelenkschmerzen in Alltag, Sport und Beruf zu täglichen Leben. Bei der überwiegenden Mehrheit ist Gelenkverschleiß (Arthrose) die Ursache. Eine wirkstarke neue Gelenkschmerztherapie gibt Betroffenen jetzt Hoffnung. In klinischen Studien fanden

Wissenschaftler heraus, dass die Gelenkschmerzen von Arthrosepatienten bei Behandlung mit einem neuen hochkonzentrierten Arzneistoff um -60% gemindert wurden¹. Die Mediziner und Patienten waren begeistert. Basis des neuen wirkstärkeren Medikaments (Apothek: Gelenium EXTRACT, rezeptfrei) ist ein innovativer, deutlich stärker konzentrierter Extrakt der bekannten Arthrose-Arzneipflanze Harpagophytum Procumbens. So liegt die aufgenommene Wirkstoffdosis bei Therapie mit dem neuen geschützten HPG2400-Extrakt um ein 2-3faches höher als bei allen bisherigen Therapien. Hiervon profitieren insbesondere Gelenkschmerz-Patienten mit wiederkehrenden Gelenkschmerzen, die meist eine nebenwirkungsarme Dauertherapie suchen. Denn: Dank der rein pflanzlichen Inhaltsstoffe sind Harpagophytum-Arzneimittel bestens verträglich. Mehr als 97% aller Anwender haben keinerlei Nebenwirkungen.

Fazit: Mit Gelenium EXTRACT können Sie Gelenkschmerzen endlich lindern. Fragen Sie in Ihrer Apotheke nach Gelenium EXTRACT.

Gelenkschmerzen nach langem Sitzen – für Millionen Deutsche ein täglicher Begleiter.



Die Vorteile des neuen hochdosierten Gelenkschmerz-Extraktes liegen auf der Hand: Die Kombination aus starker **Schmerzlinderung** bei bester **Verträglichkeit** ist für Betroffene mit akuten als auch chronischen Gelenkschmerzen gleichermaßen ein Segen. Die Wirksamkeit wurde in mehreren klinischen Studien bestätigt. Der potente neue Extrakt ist unter dem Namen Gelenium EXTRACT in praktischer Tablettenform in allen Apotheken erhältlich.

Für die Apotheke

- ✓ 60% weniger Schmerzen¹
- ✓ Verbesserung der Beweglichkeit
- ✓ Höchste Verträglichkeit

Gelenium EXTRACT:
75 Tabletten: PZN 16236733
150 Tabletten: PZN 16236756

www.gelenium.de

¹) Chronistik. In Phytomedicine, 2002 Apr;9(3):181-94.

Pflichttext: Gelenium EXTRACT Pflanzliche Filmtabletten. Wirkstoff: 600mg Teufelskallwurzel-Trockenextrakt. Zur Anwendung bei Erwachsenen. Pflanzliches Arzneimittel zur unterstützenden Behandlung bei Verschieberkrankungen (degenerative Erkrankungen) des Bewegungsapparates. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Heilpflanzenwohl GmbH • Heilmholzstraße 29 • 10587 Berlin.



Die Wunder der Welt

Vor 750 Jahren bricht Marco Polo zu seiner Reise nach Ostasien auf

Der Name Marco Polo steht heute für Reiselust und Fernweh. Der Venezianer stand allerdings im Verdacht, nie in China gewesen zu sein. Die allermeisten Forscher glauben aber Marco Polos Schilderungen, wenn er auch vielleicht manchmal etwas dick aufgetragen hat.

VON NILS SANDRISSER

Würzburg/Dresden. Vier Jahre schon sitzt Rustichello da Pisa im Jahr 1298 in einem Gefängnis in Genua, da bringen seine Wärter weitere Häftlinge. Einer der Neuen, er nennt sich Marco Polo, berichtet Rustichello wundersame Geschichten vom anderen Ende der Welt.

In China sei er gewesen, erzählt Marco Polo, am Hof des Kaisers Kublai Khan. Von der Stadt Chinsai (heute Hangzhou) berichtet er, der „schönsten und großartigsten Stadt der Welt“, über deren Kanäle 12 000 Brücken führen sollen. Vom kaiserlichen Park in Cambaluc (heute Peking), in dem Hirsche und andere wilde Tiere leben. Und von Papiergeld. Im Jahr 1271 – das genaue Abreisedatum ist unbekannt, vielleicht im Frühjahr, eher jedoch im Spätsommer – brach Marco Polo mit seinem Vater Niccolò und seinem Onkel Maffeo von Venedig gen Osten auf. 17 Jahre alt war er da. Die beiden älteren Polos waren erst zwei Jahre zuvor aus China zurückgekehrt. Als Händler waren sie bei Kublai Khan vorgelassen worden. Er hatte ihnen bei ihrer Abreise einen Brief an den Papst mitgegeben und ihnen das Versprechen abgenommen, bald zurückzukehren und 100 Gelehrte aus dem Westen mitzubringen, die ihm über das Wissen Europas berichten sollten.

Die Polos treffen den Papst doch noch

Bei ihrer Rückkehr konnten die Polos aber wegen der 100 Gelehrten nicht beim Papst vorsprechen, denn es gab gerade keinen. Clemens IV. war im Jahr 1268 gestorben. Als sich die Wahl eines Nachfolgers hinzog, beschlossen die Polos, dennoch abzureisen. Zunächst ging es per Schiff nach Akkon im heutigen Israel. Dort trafen sie doch noch den inzwischen gewählten Papst Gregor X., der bei seiner Wahl zufällig Legat im Heiligen Land war. Gregor gab ihnen Gelehrte mit – statt der erbetenen 100 aber nur zwei Mönche. Die beiden Geistlichen kehrten allerdings um, ehe sie den Persischen Golf erreicht hatten – die Strapazen und Gefah-

ren der Reise waren ihnen zu groß. Zu Pferd und zu Kamel ging es durch Persien und durch die Wüste Taklamakan nach China. Marco Polo berichtet von den Pamir-Schafen mit ihren mehr als ein Meter langen Hörnern und von den Ruinen der von Dschingis Khan zerstörten Stadt Balch. Am Hof Kublai Khans angekommen, soll Marco Polo dann eine hohe Stellung eingenommen haben.

Im Jahr 1295, nach 17 Jahren in Ostasien, kehren die Polos nach Venedig zurück. Drei Jahre später kämpft Marco Polo in einer Seeschlacht gegen Genua, in der er gefangen genommen wird. Im Kerker trifft er auf Rustichello, der alles, was er ihm erzählt, aufschreibt und es in seinem Buch „Die Wunder der Welt“ veröffentlicht.

Ob Rustichello tatsächlich der Autor der ältesten Handschrift über Marco Polo ist oder ob er selbst nur abgeschrieben hat, ist allerdings nicht ganz klar. „Es ist aber plausibel“, sagt die Dresdner Literaturwissenschaftlerin Marina Münkler. Es gebe einige Passagen in dem Buch, die diesen Schluss zuließen. Und man wisse sicher, dass beide zur selben Zeit in Genua gefangen waren.

Heute steht der Name Marco Polo für Reiselust und Fernweh. Reiseführer, Kreuzfahrtschiffe und Campingfahrzeuge schmücken sich mit dem Namen des mittelalterlichen Venezianers. Verschiedentlich allerdings wurde der Verdacht geäußert, Marco Polo sei gar nicht wirklich in China gewesen, sein Bericht von anderen Reisenden abgekupfert. So erwähnt er etwa die Chinesische Mauer mit keinem Wort. Ein solches Bauwerk könne er doch unmöglich übersehen haben.

Doch, sagt der Sinologe Roland Altenburger von der Universität Würzburg, genau das hätte er können: „Die Mauer war damals in so desolatem Zustand, dass sie in der Landschaft kaum zu erkennen gewesen sein dürfte.“ Denn der Wall war damals noch nicht aus Stein, sondern in weiten Teilen aus Lehm, ergänzt Münkler. Und da er zur Abwehr der Mongolen errichtet worden war, hätten diese nach ihrer Eroberung Chinas wenig Lust gezeigt, ihn zu erhalten. Es sei „gründlich widerlegt“, dass Marco Polo gar nicht in China gewesen sei, sagt die Forscherin.

Freilich: Ob er wirklich hohe Würden am Hof Kublai Khans erungen hat, steht dahin. „Marco Polo neigte nicht gerade dazu, sein Licht unter den Scheffel zu stellen“, merkt Altenburger an. Es sei zwar nicht ausgeschlossen, dass der Venezianer mit offiziellen Aufgaben

betruet gewesen ist, aber der Wissenschaftler glaubt nicht so recht daran. Für so einen jungen Mann aus einem fremden Kulturraum ohne Verwaltungserfahrung wäre ein solches Amt doch zu ungewöhnlich gewesen. „Ich sehe die Polos eher als wohlgelittene Gäste am Hof des Khans“, sagt Altenburger. „Polo war polyglott und weit gereist, hatte also viel zu erzählen. Kublai seinerseits war ein weltoffener, weitsichtiger Herrscher.“

Herrschaft oder Aufenthalt?

Möglicherweise hätten auch Kopierfehler dazu beigetragen, die Rolle Polos aufzublasen, erläutert Altenburger. Denn Rustichellos Buch „Die Wunder der Welt“ ist eines der erfolgreichsten Werke des Mittelalters, etwa 150 Handschriften sind heute bekannt. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist es in fast allen europäischen Sprachen erschienen – wenn auch in vielen Versionen, denn vor Erfindung des Buchdrucks werden Texte von Hand abgeschrieben, wobei viele Kopisten den Originaltext verändern. „Beispielsweise soll Polo in der Stadt Yangzhou während mehrerer Jahre ein Verwaltungamt versehen haben“, sagt Altenburger. Je nach Lesart in den Manuskripten handele es sich dabei aber nicht um eine Form von Herrschaft (seignora), sondern um einen längeren Aufenthalt (sejourna).

Ebenso unklar ist, wer die Person Marco Polo wirklich war. Je nach Handschrift erscheint er mal als Kaufmann, mal als Figur, die dem Ideal des höfischen Ritters nahe kommt. „Wer der wirkliche Marco Polo war, können wir nicht rekonstruieren“, sagt Münkler. Vielleicht komme der Kaufmann der historischen Person am nächsten, denn er beschreibe ziemlich detailliert, welche Währungen in Asien kursierten und womit gehandelt wurde.

Literaturgeschichtlich sind die Schilderungen Marco Polos enorm bedeutend. Erstmals habe man in Europa etwas über den hoch entwickelten ostasiatischen Kulturkreis erfahren können, erklärt Münkler. Mönche, die zuvor schon die Mongolen beschrieben hatten, zeichneten das Bild eines barbarischen Volks. „Diese Mönche waren aber nicht in China“, sagt die Wissenschaftlerin. „Das hatten die Mongolen damals noch nicht erobert.“ Egal ob Rustichello also der Originalautor war oder nur abschrieb: Sein Werk hat dazu beigetragen, den Horizont der Europäer zu weiten.

● Marina Münkler: „Marco Polo. Leben und Legende“; Verlag C.H. Beck; 2. Aufl.; München 2015; 128 Seiten; 8,95 Euro.



In dieser Darstellung aus dem 18. Jahrhundert erscheint der venezianische Reisende Marco Polo in der Kleidung eines asiatischen Reiternomaden. Wer dieser Mann wirklich war, wird man allerdings wohl niemals rekonstruieren können.

Das größte Reich der Weltgeschichte

Das nomadische Reitervolk der Mongolen beherrschte ab dem 13. Jahrhundert einen großen Teil des eurasischen Kontinents. Im Jahr 1206 ließ sich der Clanführer Temüdschin zum Oberherrscher aller Mongolen ausrufen und nannte sich fortan Dschingis Khan. Innerhalb von nur 20 Jahren eroberten die Mongolen Nordchina und Zentralasien.

Nach dem Tod Dschingis Khans 1227 setzten dessen Söhne und Enkel die Eroberungen fort. Seine größte Ausdehnung hatte das Mongolenreich um 1260, als es von China bis nach Polen hineinreichte – das bislang größte Reich der Weltgeschichte. Der Dschingis-Khan-Enkel Kublai Khan begründete die Yuan-Dynastie in China.

In Europa blickte man mit Schrecken auf die Mongolen, insbesondere nachdem sie 1237 weite Teile Russlands unterworfen hatten. Man hielt sie sogar für die in der Bibel beschriebenen Völker Gog und Magog, die angeblich kurz vor der Apokalypse auftauchen sollten. Für ihren Angriff auf Mitteleuropa ab 1240 hätten sich die Mongolen kaum einen besseren Zeitpunkt aussuchen können, weil Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. sich nur um ihren Streit miteinander kümmerten. Nach vernichtenden Siegen über zwei Ritterheere in Schlesien und Ungarn schien Europa den Mongolen offenzustehen. Kurz danach aber starb der Dschingis-Khan-Sohn Ögödei, was der Westexpansion der Mongolen ein Ende setzte.

Die Polos waren nicht die ersten Europäer, die das Reich der Mongolen bereisten. 1245 hatte Papst Innozenz IV. französische und dominikanische Mönche gen Osten geschickt, um herauszufinden, wer die „Tataren“ eigentlich genau seien und ob sie nicht Christen werden könnten. Sie kamen zurück mit der Aufforderung des Großkhanes Göyüq an den Papst und alle Herrscher der Christenheit, sich gefälligst zu ihm zu bequemen und sich zu unterwerfen.

Immerhin konnten die Mönche herausfinden, dass die Mongolen gar nicht Tataren hießen, sondern dass die Tataren ein von ihnen unterworfenen Volk seien. Der Name „Tataren“ blieb dennoch gebräuchlich, weil er an den „tartaros“ erinnerte, eine Art Hölle der griechischen Mythologie. Der Franziskaner Giovanni de Piano Carpini brachte bei seiner Rückkehr erstmals einen detailreichen Bericht über Länder und Sitten der Mongolen mit und schloss, dass keine Hoffnung bestehe, dieses Volk zum Christentum zu bekehren. **nis**

Fotos: WikimediaCommons, CCO, CC BY-SA 2.5.

Ein magisches Leuchten

Hinterglasmalerei am Staffelsee, einst und jetzt, im Museum und im Atelier

Als die Maler und Malerinnen des Blauen Reiter um 1910 Murnau und den Staffelsee entdeckten, lernten sie nicht nur eine inspirierende Landschaft kennen. Wassily Kandinsky, Gabriele Münter und Co. kamen bei ihren Streifzügen auch mit den Hinterglaskünstlern in Kontakt – und waren fasziniert. Der Kunstgeschichte ist dieser Einfluss kaum eine Erwähnung wert.

VON ULRICH TRAUB

Elisabeth Erdmann-Macke erinnerte sich: „Als wir bei Marcs in Sindelsdorf zu Besuch waren, saßen wir alle abends um den runden Tisch und malten Glasbilder, Franz und Maria, August und ich, und manchmal waren auch Helmut Macke und Heinrich Campendonk dabei.“ Was die Ehefrau von August Macke beschreibt, war mehr als ein Freizeitvergnügen. „Aber Glasbilder, scheint mir, lernten wir erst hier in Murnau kennen. Wir waren alle begeistert für die Sachen“, liest man in den Aufzeichnungen von Gabriele Münter. Und ihr Partner Kandinsky schrieb 1911 an Franz Marc: „Alle 3 (auch unsere Haushälterin) malen wir Glasbilder. Ich kenne wirklich beinahe keine schönere Arbeit. Leider ist das Zeug nur so zerbrechlich.“

„Fast alle Expressionisten haben auch hinter Glas gemalt“, informiert Sandra Uhrig, die Leiterin des Murnauer Schlossmuseums. Und es ist auch bei Weitem nicht alles zerstört worden oder zerbrochen. Das Museum widmet der Hinterglasmalerei einen eigenen Saal, in dem die meist kleineren Formate dicht gedrängt präsentiert werden. „So hängen die Bilder auch in den Herrgottswinkeln der privaten Stuben und in Kandinskys Münchner Wohnung“, erläutert die Kunsthistorikerin. Über den Blick auf die jahrhundertealte Geschichte dieser wenig bekannten Kunstströmung hinaus soll auch gezeigt werden, wie aktuell Hinterglasmalerei heute noch sein könnte.

Die Motive werden seitenverkehrt angelegt

Abstrakte, in Bewegung scheinende Formen mit kräftigen Farben, im Zentrum Rot und Gelb, strahlen aus Gerhard Richters 2010 entstandenen Werk „frit“. Ein herausragendes Beispiel dafür, dass Hinterglasmalerei mehr ist als eine kunsthistorische Fußnote. „Sie ist keine alte, tote Technik“, betont Sandra Uhrig. „Treten Sie nur näher heran, dann werden Sie dieses besondere Leuchten der bunten Scheiben wahrnehmen. Ich bin selbst immer wieder fasziniert.“

Die Strahlkraft dieser Bilder verdankt sich der speziellen Malweise. Anders als bei der Glasmalerei, etwa für Kirchenfenster, soll das Licht nicht durchscheinen. Wie der Name sagt, wird die Rückseite des Glases bemalt, das heißt, die Motive werden seitenverkehrt angelegt. Herausfordernd ist auch der Malvorgang, denn die einzelnen Schritte müssen gegenüber der Malerei auf Leinwand oder Papier in umgekehrter Reihenfolge vorgenommen werden. Zunächst wird der Vordergrund aufgetragen und als Letztes der Hintergrund des Bildmotivs.

„Ein Drübermalen, eine Korrektur, ist nicht mehr möglich“, erklärt Christina Dichtl. Echte Könnerschaft ist also gefragt. Für die Künstlerin aus Bad Bayersoien kein Problem,



Gegenüberstellung von Alt und Neu (rechts): Blick in den Saal für Hinterglaskunst im Murnauer Schlossmuseum.

sie ist eine der wenigen Hinterglasmalerinnen aus der Gegend um Murnau. Sie spürt aktuell einen Aufschwung. „Im Zuge der Betonung von Region und Heimat ist auch diese Kunsttradition wieder ein bisschen stärker in den Fokus gerückt.“

Christina Dichtl gibt Kurse in Hinterglasmalerei in Schulen und Museen der Region, etwa im Freilichtmuseum Glentleiten. „Die Technik hat mir der Vater beigebracht.“ Eine Ausbildung werde nirgends angeboten. Das war mehr oder weniger schon immer so. Das Wissen wurde in den Familien weitergegeben. Aber die Tradition war für die Künstlerin eher das Sprungbrett. Dichtl wollte weg von den gängigen religiösen Themen, etwa den Heiligendarstellungen. „Ich arbeite lieber nach eigenen Entwürfen, interpretiere alte Stiche oder male nach Fotovorlagen.“ Nicht selten sind es Landschafts- oder Tiermotive und meist Auftragsarbeiten. Detailgenauigkeit sei ihr Markenzeichen, betont die Oberbayerin, die auch als Löfflmalerin in der Region bekannt ist.

Der Grund für die einst weite Verbreitung der Hinterglasmalerei im



Heinrich Rambold, „Ex Voto 1861“, um 1910.

Staffelseegebiet war die 1731 gegründete Glashütte in Grafenbachau. Dort wurde Flachglas für diese Form der Malerei hergestellt. Heute erinnert ein Wanderweg mit Informationsstafeln an die bis ins späte 19. Jahrhundert währende Geschichte.

Die Spuren der Hinterglasmalerei lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen. Über die Alpen ist sie erst Jahrhunderte später gekommen. Bedeutung erlangte sie vor allem im religiösen Kontext, als Kirchenschmuck oder als Andachtsbild für die Wohnstube. Im 16. Jahrhundert

traten dann weltliche Motive an die Seite der Heiligenbilder und der Szenen aus Altem und Neuem Testament. Auch Werke von Dürer oder Holbein wurden nun gern hinter Glas kopiert. Ihre Blütezeit erlebte diese Kunstform im 18. Jahrhundert. Eines ihrer Zentren war Augsburg. Dort wurde in Werkstätten im großen Stil kunsthandwerklich produziert, vor allem für den Adel und das Bürgertum. Exportiert wurde bis nach Südeuropa und Amerika.

Druckgrafiken führten zum Niedergang

Eine bedeutende Handelsstraße verlief von Augsburg nach Bozen. Sie streifte Murnau und die Staffelseedörfer Seehausen und Uffing. Auch dort wirkten in jener Zeit zahlreiche Hinterglasmaler. Sie verarbeiteten Einflüsse nicht nur aus der Reichstadt, sondern auch von der anderen Alpenseite. Ihr Handwerk übten sie meist in Heimarbeit und oft im Nebenerwerb aus. Thematisch wie gestalterisch waren sie volkstümlich ausgerichtet. Bis weit ins 19. Jahrhundert gab es in vielen Orten des Alpenvorlands Hinterglasmalerfamilien, die ihre Motive in großen Serien produzierten. Das Aufkommen industriell gefertigter Druckgrafiken führte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Niedergang der Hinterglasmalerei.

Mit ihrem Erbe, das sich vor allem in Privatsammlungen erhalten hatte, kamen die Expressionisten des Blauen Reiter in Kontakt. Zu ihnen gehörte Heinrich Campendonk. An den Maler, der sich bis in sein Spätwerk in den 1950er-Jahren mit

Hinterglasmalerei beschäftigt hat, erinnert das Museum in Penzberg, Heimat der größten Campendonk-Sammlung. Die besondere Anziehungskraft der surreal märchenhaften Stillleben und Landschaften verdankt sich ihrem magischen Leuchten. Wie viel Arbeit im wahrsten Sinne dahintersteckt, lässt sich an einem Touchscreen nachvollziehen. Hier kann man die Bilder von der Rück-, der Malseite, betrachten.

Nicht nur für Kunstfreunde ist es eine Bereicherung, sich rund um Murnau, wo schon für das späte

17. Jahrhundert der erste Hinterglasmaler nachweisbar ist, von den Blauen Reitern auf die Spuren dieser fast vergessenen Kunstform locken zu lassen. In Murnau und Penzberg, aber auch in den Museen in Oberammergau und Seehausen hat die Hinterglasmalerei seit einigen Jahren den ihr gebührenden Auftritt bekommen. „Kontakt zu den Malern und Malerinnen in der Region vermittelt unser Haus gerne“, informiert Sandra Uhrig vom Murnauer Schlossmuseum.

• Weitere Infos auf www.schlossmuseum-murnau.de oder www.museum-penzberg.de.

ANZEIGE

Impuls für Ihre Abwehrkräfte

Nach der dunklen Jahreszeit mit wenig Sonnenlicht und kalten Wintermonaten ist unser Immunsystem buchstäblich im Keller. Daher müssen jetzt die eigenen Abwehrkräfte unterstützt werden, um dem Frühjahr gestärkt entgegenzutreten. Speziell hierfür wurden die neuen Amlavit® immun Trinkampullen entwickelt, die ab sofort in allen Apotheken erhältlich sind.

Um das Immunsystem bestmöglich zu unterstützen, ist neben Bewegung an der frischen Luft und genügend Schlaf insbesondere eine ausreichende Versorgung mit wirkungsvollen Nährstoffen wichtig. Eine gesunde Ernährung mit viel frischem Obst und Gemüse ist zwar eine gute Grundlage für die Immunzellen, im hektischen Alltag ist es jedoch häufig schwierig, täglich ausreichende Mengen davon zu sich zu nehmen.

Bakterien und Viren im Fokus der Wissenschaft

Mit Amlavit® immun (rezeptfrei in der Apotheke) haben Forscher aus Deutschland jetzt eine einzigartige Komposition aus erlesenen Pflanzenextrakten und immunaktiven Mikronährstoffen für die beste Unterstützung des Immunsystems entwickelt. Die patentierte Nähr-

stoffkomposition berücksichtigt neueste Forschungsergebnisse und vereint auf innovative Weise wertvolle Inhaltsstoffe: indische Amla-Beere, hochwertige Holunderbeere und natürliche Nukleotide, den „Bausteinen des Lebens“.

Stärken, was uns schützt

Nukleotide, die in allen unseren Zellen enthalten sind, dienen als Botenstoffe und sind Energie für die Zellen. Damit sind sie maßgeblich auch am Stoffwechsel der Abwehrzellen beteiligt.

Vitamin C, das Sonnenvitamin D und Zink runden das Nährstoffprofil ab.

Nur einmal täglich

Die Anwendung ist denkbar einfach: Täglich den Inhalt einer Trinkampulle nach der Mahlzeit schluckweise trinken. So können Sie kommende Herausforderungen fit und vital meistern – 365 Tage im Jahr.



Lionel Shriver: Die perfekte Freundin.
Piper 2020, 160
Seiten, 18,- Euro.
EAN 978-3-492-07020-1

Unter Druck

VON RENATE HALLER

Jillian Frisk und Weston Babansky sind Freunde, sehr gute Freunde. Sie treffen sich dreimal die Woche, spielen Tennis und sitzen anschließend auf einer Bank. Dort reden sie. Über das, was sie bewegt, aber auch über Alltägliches. Zweimal hatten sie in 25 Jahren kurzzeitig etwas miteinander, aber das ist lange her. Beide lieben ihre Nachmittage, beide möchten, dass das so bleibt. „Die perfekte Freundin“ heißt das neue Buch von Lionel Shriver. Es ist das vielschichtige Psychogramm einer Beziehung.

Baba, wie Jillian ihren Freund nennt, hat eine Freundin, Paige. Als er ihr einen Heiratsantrag macht, stellt sie eine Bedingung: Brich mit Jillian. Paige kann Jillian nicht ausstehen. Als sie sich das erste Mal begegnen, trägt Jillian einen Pelzmantel. Paige nennt es einen „barbarischen Aufzug“, mit dem man für die Ermordung von Tieren zum Zweck ihrer Verwertung wirbt. Jillian fragt, ob wir das nicht immer tun, wenn wir Fleisch essen. Paige isst kein Fleisch. Jillian ist ein wenig schrill, liebt ausgefallene Kleidung, lacht laut. Weston hingegen ist ein ruhiger Typ, fällt nicht auf. Paige weiß, was sie will, sorgt für soziale Beziehungen und ist gegenüber Jillian nur eines: unerbittlich.

Shriver bleibt nah an ihren Figuren. Meisterlich seziiert sie die stabile Zweierbeziehung und macht aus ihr ein fragiles Dreieck. Ein unterhaltsamer Roman darüber, welche Dynamik zwischen Menschen entstehen kann.



Bei Fragen oder für weitere Infos melden Sie sich gerne bei uns unter service@amlavit.de oder rufen Sie unser Expertenteam an: 0800 / 5557077 (kostenfrei). AV_KO_0221

„Honecker und der Pastor“

Jan Josef Liefers beginnt mit den Dreharbeiten zu einem historischen Nachwendedrama

Der Atheist und abgesetzte Staats- und Parteichef Erich Honecker findet mit seiner Frau Margot Asyl beim Kirchenmann Uwe Holmer. Er und seine Familie wollten die neue Zeit nicht mit Hass und Verachtung beginnen.

Fahrland. Der Platz hinter der Dorfkirche im brandenburgischen Fahrland ist nicht wiederzuerkennen. Laster parken dort, schwere Technik wird entladen. Straßensperren sind aufgebaut und Wachleute patrouillieren, um allzu neugierige Blicke abzuhalten. Dabei verraten die für alle sichtbaren riesigen Scheinwerfer schon, was dort passiert: TV-Star Jan Josef Liefers dreht seinen Film mit dem Arbeitstitel „Honecker und der Pastor“.

Ein alter weißer Mercedes-Transporter mit dem Logo des US-Nachrichtensenders CNN steht mitten im Film-Set. Davor stehen Männer und Frauen, die auf Kommando immer wieder hin und her gehen. Das Ganze ist Teil einer Sze-



Margot Honecker (Barbara Schnitzler, von links), Erich Honecker (Edgar Selge), Jan Josef Liefers (Regisseur/Produzent), Uwe Holmer (Hans-Uwe Bauer), Sigrid Holmer (Steffi Kühnert) zu Drehbeginn am Set des Films.

ne aus dem Honecker-Film, den Liefers produziert und bei dem er auch Regie führt.

„Honecker und der Pastor“ führt die Zuschauerinnen und Zuschauer in den kleinen Ort Lobetal bei

Bernau. Dort lebt im Januar 1990 Uwe Holmer mit seiner Frau und seinen beiden jüngsten Kindern. Neben der Arbeit als Pastor und Bürgermeister leitet er die Hoffnugsthaler Anstalten. Eine Anstalt

für obdachlose, alkoholranke und behinderte Menschen. Holmer und seine Familie haben jahrelang unter dem DDR-Regime gelitten. Trotzdem ist er als einziger bereit, die nach der Auflösung der Wohnsiedlung für SED-Funktionäre im nahen Wandlitz praktisch obdachlosen Honeckers bei sich aufzunehmen. Der Film erzählt die insgesamt fast zehn Wochen, in denen das ehemalige Diktatoren-Ehepaar bei dem gläubigen Kirchenmann und seiner Familie wohnt.

In dem historischen Drama spielt Edgar Selge den abgesetzten DDR-Staatschef Erich Honecker, Hans-Uwe Bauer ist als Pastor Uwe Holmer zu sehen. Das Drehbuch hat Fred Breinersdorfer geschrieben, der unter anderem durch die Filme „Sophie Scholl“, „Elsa. Er hätte die Welt verändert“ und „Das Tagebuch der Anne Frank“ bekannt geworden ist.

In einem Interview hatte Uwe Holmer (92) Anfang 2020, rund 30 Jahre nach seinem zweieinhalb-

monatigen Asyl für das Ehepaar Honecker, die damalige Entscheidung verteidigt. „Wir sollten die neue Zeit nicht mit Hass und Verachtung beginnen, sondern mit Versöhnung“, hatte er die Überzeugung seiner Familie beschrieben. Zugleich hatte er betont, dass er mit dem gestürzten DDR-Staatsratschef in politischen und geistigen Fragen „keine Brücke“ gehabt habe.

„Für uns waren die beiden ein hilfloses, ziemlich verzweifeltes Ehepaar, das keine andere Hilfe fand als in einem Pfarrhaus“, erklärte Holmer weiter. „Zugleich waren wir als Familie tief dankbar und froh über den Fall der Mauer und die anstehende Wiedervereinigung.“ Das habe auch das Ehepaar Honecker gewusst. „Vielleicht war auch das eine Hinderung zu auch großer Freundschaft. Aber auch diese Freude war eine Kraft zum Helfen“, so Holmer. **KNA/esz**

● Ein Sendetermin für die ZDF-Ko-Produktion steht noch nicht fest.

TIPPS SEHNSWERT

Sonntag, 14. März

09.03 ZDF, sonntags. Kinder in Deutschland
09.30 ZDF, Katholischer Gottesdienst. Aus der Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main. Mit Bischof Georg Bätzing
10.00 BR/SWR/WDR/SR, Evangelischer Gottesdienst aus der Matthäuskirche in Uttenreuth. Mit Anne Mayer-Thormählen
10.00 Bibel TV/ERF, Evangelischer Gottesdienst aus dem Ev.-Luth. Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg
17.30 hr, Bloß durchhalten! Selbstständige trotz Corona

Montag, 15. März

18.15 NDR, Präzisionsarbeit in luftiger Höhe. Turmuhrbauer bei der Arbeit
19.40 arte, Schnitzel 2.0. Pflanzliche Alternativen erobern Europa
22.00 BR, Lebenslinien. Bruni, die Königin vom Rottal
22.15 WDR, Eltern im Stress – Kinder in Gefahr? Häusliche Gewalt in der Coronazeit
22.50 ARD, Auf der Corona-Inten-

sivstation der Charité. Kampf um jeden Atemzug
23.35 ARD, Als Botschafter bei Hitler. Innenansicht der nationalsozialistischen Diktatur

Dienstag, 16. März

20.15 ZDF, Corona – Pandemie ohne Ende
20.15 arte, Der endlose Krieg: Iran – Israel – USA. Die Ursprünge der Konfrontation
23.00 ZDF, Erregern auf der Spur: Die heikle Suche nach dem Ursprung

Mittwoch, 17. März

19.00 BR, Stationen. Rette mich, wer kann! Helfer in der Not
19.40 arte, Urne oder Sarg? Griechenland streitet um die letzte Ruhe
21.50 arte, Heilen um jeden Preis. Reportage
22.15 WDR, Zehn Jahre nach Fukushima. Deutschland und die Atomenergie
22.45 BR, Gestorben wird morgen. Sun City, Arizona

Donnerstag, 18. März

19.40 arte, Das Land der Alten. Moldaus verlassene Generation
20.15 3sat, Baustelle Bürokratie. Warum Großprojekte scheitern
21.45 hr, „Engel fragt“: Feminismus – kann das weg?
22.45 WDR, Menschen hautnah: Kann ich das jemals verzeihen? Vom Umgang mit Schuld
23.00 3sat, Bloß keine Tochter! Dokumentation

Freitag, 19. März

19.40 arte, Die Thunfischer von Andalusien. Eine Algenplage bedroht das Mittelmeer
22.00 SWR, Nachtcafé. Talk

Samstag, 20. März

11.00 (WDR): Evangelischer Gottesdienst zur Entpflichtung von Manfred Rekowski und Einführung des neuen Präses der evangelischen Kirche im Rheinland Thorsten Latzel
23.50 ARD, Das Wort zum Sonntag spricht Christian Rommert, Bochum



Der Tanz des Alters

Die Ansicht, der Lebensabend müsse doch eine ernste Angelegenheit sein, teilen die meisten Menschen im US-amerikanischen Sun City nicht. Der Ort ist eine Bühne, auf der die Bewohner in einem Reigen den Tanz des Alters vollführen. Dort ist alles möglich, egal ob Revue-Tanz oder Stand-up-Comedy. „Gestorben wird morgen“, Mittwoch, 22.45, BR.

TIPPS HÖRENSWERT

Sonntag, 14. März

7.05 DLF Kultur, An der Dämmerungschwelle. Was den Morgen ausmacht
7.30 HR2, Katholische Morgenfeier aus Neu-Isenburg
8.00 NDR Kultur, Kantate. Georg Philipp Telemann: Du bist verflucht, o Schreckenstimme; Johann Gottfried Mithel: Jesu, meine Freude
8.30 SWR2, Wissen: Aula. Corona-Krise – Hat die Pandemie die Demokratie beschädigt?
8.30 BR2, Evangelische Perspektiven. „Die Frau, die Jesus auf den Mund küsste“. Überlegungen zum Evangelium der Maria Magdalena
8.30 WDR 3, Lebenszeichen. Die vielen Gesichter der Einsamkeit ...
08.35 DLF, Am Sonntagmorgen. Genügen am Ungenügen. Auf dem langen Weg hin zu Ostern
8.40 NDR Kultur, Das Leben ist der Güter höchstes nicht? Wissen und glauben. Leben und Sterben in Corona-Zeiten
09.04 WDR5, Diesseits von Eden. Die Welt der Religionen
10.00 WDR5/NDR Info, Katholischer Gottesdienst. Übertragung aus Wietmarschen

10.00 ERF Plus, Gottesdienst. Übertragung aus Steinhagen
10.04 SR 2, Evangelischer Gottesdienst aus Erfurt
10.05 DLF, Evangelischer Gottesdienst. Aus der Matthäuskirche in Frankfurt mit Martin Vorländer
10.35 B1, Evangelische Morgenfeier aus Roth
11.30 HR2, Camino - Religionen auf dem Weg. und erlöse uns von dem Bösen?. An der Seite der Verzweifelten?
12.04 NDR Info, Vertikal – horizontal. Gläubens- und Gewissensfragen
12.05 SWR2, Glauben. Enttäuschte Hoffnungen? Acht Jahre Papst Franziskus

Montag, 15. März

08.30 SWR2, Unser Immunsystem
15.05 SWR2, Die Unerwünschten – Rohingya in Indien

Dienstag, 16. März

20.05 NDR Kultur, Dem Himmel so nah-ost. Ein akustisches Himmel-fahrtskommando

Mittwoch, 17. März

15.05 SWR2, Letzte Worte. Erfahrungen eines Trauerredners

20.00 ERF Plus, Tod und Sterben im Wandel der Zeit
20.10 DLF, Aus Religion und Gesellschaft. Wie lange noch? Die Spiritualität des Wartens

Donnerstag, 18. März

15.05 SWR2, Vertrauen – Wie es entsteht, und warum es so wichtig ist
19.30 DLF Kultur, Immer wieder auf Station. Von den sogenannten Drehtürpatienten in der Psychiatrie

Freitag, 19. März

8.30 SWR2, Arbeiten auf der Intensivstation – Wenn Leben retten krank macht
10.08 DLF, Lebenszeit. Aktuelles Thema
20.35 NDR Info, Schabat Schalom. Mit Rabbiner Zsolt Balla, Leipzig

Samstag, 20. März

10.55 SR 2, LebensZeichen
11.05 DLF, Venezolaner in Spanien
19.05 SWR2, Geistliche Musik. Giovanni Pergolesi: „Stabat Mater“; Johann Sebastian Bach: „O Lamm Gottes unschuldig“ BWV 656; Hugo Distler: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit“

REGIONAL GEISTLICH

Morgenandacht

Montag bis Samstag, 5.55 NDR Info, Heiko von Kiedrowski, Lübeck
 Montag bis Freitag, 6.20, NDR 1 Radio MV, montags Up platt, dienstags und freitags aktuell, mittwochs und donnerstags aus dem Land

Montag bis Samstag, 7.50 NDR Kultur

Gesegneten Sonntag

Sonntag, 7.30, Welle Nord

Im Anfang war das Wort. Die Bibel

Samstag 7.40, (Wdh. 9.40), NDR Info

Sonntags bei uns

Sonntag, 8.05, NDR 90,3

Kirchenleute heute

Montag bis Freitag, 9.45, Samstag, 13.20, 90,3

Himmliche Hits

Sonntag, 9.15, NDR 1 Niedersachsen

Radiogottesdienst

Sonntag, 14. März, 10, NDR Info, katholisch, aus St. Johannes

Zwischenruf

Sonntag, 12.40, NDR 1 Niedersachsen

Dat kannst mi glööven

Montag bis Freitag, 14.15 NDR 1 Niedersachsen

Moment mal

Montag bis Freitag, 18.15, NDR 2, sonnabends und sonntags 9.15

Gesegneten Abend

Täglich 19.04, Welle Nord, montags auf Plattdeutsch, Samstag um 18.04

Nachtgedanken

Montag bis Freitag, 20.50, NDR 1 Niedersachsen

Kirchenzeitung *vor Ort*

Aus den mecklenburgischen und pommerschen Gemeinden | Nr. 11 MV | Sonntag, 14. März 2021

Bibel im Alltag

Die Bibelgesellschaft möchte das Buch noch bekannter machen 13

Kirche im Altarfenster

Die Kirche in Wesenberg ist einen Besuch wert, trotz Umbau 14

Choräle im Wohnzimmer

Ein pommerscher Kirchenältester hat Mitsing-CDs produziert 15

KURZ NOTIERT

Brandenburg-Patronate in Nordkirche abgelöst

Schwerin/Potsdam. Das Land Brandenburg will seine historische Verpflichtung zum Bauunterhalt von Patronatskirchen im Bereich der Nordkirche beenden und dafür rund 2,8 Millionen Euro zahlen. Von dem Rückzug seien sechs Kirchenpatronate in der Uckermark und im Landkreis Oberhavel betroffen, heißt es vom Land. Die Patronate in Nordbrandenburg liegen in den Orten Fürstenberg an der Havel, Rosow, Radekow, Groß Pinnow und Porep. Eine Vereinbarung sollte nach Redaktionsschluss in Fürstenberg an der Havel unterzeichnet werden. **epd**

OP PLATT

Endlich weer Friseur

VON ELSKE OLTSMANN



„Du Elske, ik harr di bold neet weer-kenn!“ So hett mi een bi d Backer anproot. Kein Wunner, ik harr över 20 Jahr lang blond Haar, un nu sünd se rappelkört un gries. Und de „Snuutenpulli“ verdeckt van de Rest eben ok n heel bült, und n anner Brill hebb ik ok up Nöös. Man/frau blifft eben neet for all Tieden glik. Aber wunnert hebb ik mi doch över de Keerl, de mi anproot hett. Und dat futt tweemal. Eerstens: Wo kann dat weesen, datt he in Ostfreesland is un wi uns bi uns Backer treffen? Un tweedens: Woran hett he mi wall erkannt? Ik hebb hum fraagt, und över sin Antwort mutt ik wall noch n heel Sett naadenken: „Ik hebb n Oma, de wohnt hier ganz dicht bi, und de hebb ich besökt. Un di hebb ik an din Stimm un an de Engel in din linke Ohr kennt.“ Dor hett mi doch glatt n Engel hulpen, datt mi n oll Fründ weerfunnen hett. Wenn de olle Pandemie toe Enn is, gahn wi mitnanner n Koffje trinken.

„Kontakt halten ist das Wichtigste“

Wie die evangelische Schule in Anklam durch das erste Corona-Jahr kam

110 Schüler besuchen die evangelische Peeneburg-Schule in Anklam. Sybille Marx hat Schulleiter Marcus Möhring gefragt, wie es Kindern und Lehrern nach diesem Jahr voller Einschränkungen geht, um wen er sich die größten Sorgen macht und was er gestressten Eltern im Homeschooling rät.

Herr Möhring, ein Jahr mit Corona-Einschränkungen: Wie war dieses Jahr für Sie alle?

Marcus Möhring: Zwiespältig. Zum einen haben wir einen riesigen Innovationsschub erlebt. Zum anderen ist der monatelange Verzicht auf Präsenzunterricht wirklich hart. Uns ist eine gute Beziehung zwischen Lehrern und Schülern das Wichtigste. Darum war für uns sofort klar, dass wir es auch im Lockdown schaffen müssen, zu allen Kindern Kontakt zu halten. Aber als der erste Lockdown kam, war niemand vorbereitet. Da gab es dann erst mal die Hausaufgabenpakete, die sich die Schüler abholen mussten, und schriftliches Feedback. Nicht alle konnten daraus Kraft ziehen. Inzwischen bieten wir in allen Lerngruppen mehrmals pro Woche Video-Unterricht an – schon ab 8 Uhr, damit die Kinder ein Stück Struktur kriegen. Trotz aller Bemühungen gibt es aber Lernlücken. Ich finde, die Landesregierung sollte den Kindern dieses eine Jahr schenken, damit wir sagen könnten: Alle wiederholen das Schuljahr – nur diejenigen, die wollen und können, gehen in die nächste Klassenstufe. Das würde viel Druck rausnehmen.

Der Verband der Kinder- und Jugendärzte fordert, die Schulen müssten dringend wieder öffnen, sonst gebe es zu viele psychische Schäden bei den Kindern und Jugendlichen. Wie sehen Sie das?

Eine befreudete Hausärztin von mir sagt: Wir haben eine ganze Generation von Kindern und Jugendlichen traumatisiert! Wir haben ihnen eingepfimpft, Begegnungen zu vermeiden, ihre Angst vor der Zukunft geschürt. Die Schäden sind groß. Nach dem ersten Lockdown haben wir vor allem bei den Grundschulern gemerkt, dass ihre Fähigkeit sich zu konzentrieren enorm geschrumpft war. Schon nach zehn Minuten wurden sie unruhig. Darum sage ich auch, die Schulen sollten schnellstmöglich wieder öffnen. Allerdings unter der Bedingung, dass es kostenlose Covid-Schnelltests für alle gibt, schließlich habe ich eine Fürsorgepflicht.

Für wen an Ihrer Schule sind die Corona-Beschränkungen besonders schwer auszuhalten?

Leider für die Kinder, die es eh am schwersten haben und im deutschen Schulsystem zu wenig im Blick sind: die Kinder, die nicht immer eine warme Mahlzeit zu Hause kriegen. Bei denen es auch vor Corona schon körperliche und psychische Spannungen zu Hause gab. Die in der Schule vielleicht schwerer Freunde finden. Die Lücke zwischen diesen Kindern und den Kindern aus dem Bildungsbürgertum wird immer größer! Bis Weihnachten war es auch noch so, dass nur Eltern mit „systemrelevanten“ Berufen ihre Kinder in die Notfallbetreuung unserer Schule bringen durften – egal, wie wichtig es für andere Kinder gewesen wäre herzukommen! Das Land hat da keine Ausnahmen erlaubt, pädagogische oder soziale Erwägungen spielten keine Rolle. Das fand ich schlimm. Seit Weihnachten haben wir nun endlich die Erlaubnis, auch Kinder vor Ort zu unterrichten, bei denen wir es wichtig finden. Das wird von den Eltern auch gut angenommen.



Kinder, die durch die evangelische Schule Anklam flitzen – in Zeiten von Coronan ein fast unwirklicher Anblick.

Es gibt aber auch Schülerinnen und Schüler, die mit Homeschooling gut klarkommen, oder?

Ja. Wenn ich an meine Fünft- und Sechstklässler denke: Da sind einige sehr gut in der Lage, sich selbst eine Struktur zu schaffen. Manche blühen richtig auf, weil sie oft etwas langsamer waren und jetzt im eigenen Rhythmus lernen können. Die präsentieren im Video-Unterricht ganz stolz ihre Ergebnisse.

Und wie geht es der Lehrerschaft? Ich kenne Lehrer, die seit Monaten 12- bis 14-Stunden-Tage haben.

Ja. Kurz vor den Winterferien waren auch bei uns die Kräfte und Ressourcen erst mal aufgebraucht. Aber ich habe ein sehr engagiertes Kollegium und versuche so zu planen, dass wir nicht von vornherein alle an der Belastungsgrenze arbeiten. Wir haben es zum

Beispiel so aufgeteilt, dass einige ganz von zu Hause arbeiten, den Online-Unterricht anbieten und den Kontakt zu den Kindern zu Hause halten, andere die Notfallbetreuung in der Schule übernehmen. Trotzdem fällt natürlich Extra-Arbeit an. Für den Online-Unterricht teilen wir Klassen mit 24 Schülern in drei Gruppen auf, die Stunde muss also dreimal gehalten werden. Wenn dann noch ein Kind dabei ist, bei dem die Internetverbindung nicht ausreicht, muss die Lehrerin daher noch mit ihm telefonieren.

Wie gut sind die Familien technisch ausgestattet für Homeschooling? Es hat ja nicht jeder einen PC und Drucker, um Arbeitsblätter auszudrucken, oder?

Ja, das stimmt. Unser Förderverein hat es zum Glück geschafft, ein Drittel unserer Schüler mit gebrauchten Laptops auszustatten – sodass nun fast alle einen haben, die ihn brauchen. Darüber sind wir sehr glücklich. Wenn es mit dem Drucken gar nicht geht, verschicken wir Arbeitsblätter mit der Post. Aber gegen schlechte Internetverbindungen auf dem Land können wir natürlich nichts tun. Da zeigt die Pandemie einfach, wie sehr Deutschland beim Ausbau hinterherhinkt.

Viele Eltern, die Homeoffice und Homeschooling parallel schultern, ächzen unter der Doppelbelastung. Welchen Tipp haben Sie?

Erstens: Leben lernt man nicht aus Arbeitsbüchern. Also bitte weg von der Idee, das Kind müsste vor allem den Stoff schaffen. Wir alle sind jetzt sehr eingeschränkt in unseren Sozialkontakten, da ist es das Wichtigste, positive Gemeinschaftserlebnisse in der Familie zu schaffen. Gerade in der Grundschulzeit ist verpasster Stoff auch noch sehr gut nachholbar. Und selbst wenn ein Kind mal ein Schuljahr wiederholen müsste, was wäre dabei? Auch nach dem Abitur sind alle noch so jung ... Zweitens bemühen sich unsere Lehrer, mit den Eltern individuelle Lösungen zu finden, wenn es Probleme im Homeschooling gibt.

Und was erhoffen Sie sich für die nächsten Monate?

Dass die Schulen dank Schnelltests schnell wieder öffnen können. Und dass wir nach Corona durchaus nicht zur alten Normalität zurückkehren! Die Ausbeutung der Natur, die vielen Fahrtwege zu Schulleitertreffen, Elternratssitzungen ... darauf würde ich gern verzichten. Natürlich brauchen wir reale Begegnungen, aber bei Sachinformationen reichen auch mal Videokonferenzen. Im Lockdown haben meine Lehrer zudem angefangen, mit einer App Lern-Quiz zu erstellen, mit denen die Kinder spielerisch ihr Wissen überprüfen. Und sie gehen jetzt noch stärker auf die individuellen Bedürfnisse der Kinder ein. Ich hoffe, dass wir uns davon ganz viel erhalten.



Marcus Möhring, Theologe und Vater von vier Kindern, leitet seit zweieinhalb Jahren die Peeneburg-Schule in Anklam.

EVANGELISCHE SCHULEN

In Mecklenburg-Vorpommern besuchen laut Statistischem Bundesamt 12 Prozent aller Schüler eine Schule in freier Trägerschaft – mehr als in den meisten anderen Bundesländern. 18 evangelische Schulen mit insgesamt 2900 Schülerinnen und Schülern trägt die Schulstiftung der Nordkirche in MV. Die Finanzmittel der konfessionellen Schulen kommen aus drei Quellen: vom Staat, aus Eigenmitteln der Träger sowie als Schulgeld von den Eltern.

KURZ NOTIERT

KDA kritisiert Caritas und Diakonie

Hamburg. Nach dem Scheitern des Branchenartefvertrags Altenpflege hat der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt (KDA) der Nordkirche die kirchlichen Wohlfahrtsverbände Caritas und Diakonie kritisiert. Die Arbeitsrechtliche Kommission der katholischen Kommission der katholischen Caritas hatte am 25. Februar gegen den Tarifvertrag ihr Veto eingelegt. KDA-Leiterin Gudrun Nolte verurteilte dies: „Ein flächendeckender Tarifvertrag wäre ein wichtiger Baustein zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Pflege gewesen.“ Zudem hätte er dazu beitragen können, den Pflegeberuf aufzuwerten.

Dass die Arbeitsrechtliche Kommission der Diakonie als zweiter großer kirchlicher Sozialverband als Reaktion auf diese Entscheidung auf eine eigene Abstimmung verzichtete, sei gegen den ausdrücklichen Willen der evangelischen Arbeitnehmervertreter geschehen, sagte Gudrun Nolte. Das Verhalten der Diakonie sei „eine vertane Chance“. Hier hätte sie sich mehr Solidarität gewünscht. Als kirchlicher Fachdienst für die Bereiche Wirtschaft und Arbeitswelt „bedauern wir diese Entwicklungen sehr und stellen uns an die Seite der Altenpflegekräfte sowie der Gewerkschaften und Verbände, die sich für den Tarifvertrag starkgemacht haben.“ **epd**

Suizidassistenten nicht prinzipiell ausschließen

Schwerin. Nach Auffassung von Landesbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt sollte die Möglichkeit einer assistierten Sterbehilfe in kirchlichen Einrichtungen „in besonderen Grenzfällen“ nicht prinzipiell ausgeschlossen werden. Zugleich müsse die Kirche aber dem regelhaften Angebot der Suizidbeihilfe in ihren Pflegeheimen und Krankenhäusern entgegenzutreten, sagte Kühnbaum-Schmidt zum Abschluss einer Veranstaltungsreihe der Nordkirche in Schwerin.

Kirchliche Einrichtungen dürften sich nicht zu einem Teil geschäftsmäßiger Suizidhilfe machen. Gott trete für das Leben ein und eröffne auch am Ende des Lebens „und darüber hinaus“ immer noch Perspektiven, so die Landesbischöfin. Aufgabe der Kirche sei es, Menschen so zu stärken, dass sie ihr Leben bejahen können. Konkret seien dies praktische Unterstützung im Alltag, seelsorgerische und psychologische Beratung sowie palliativmedizinische Begleitung. **epd**

Bischöfliches Engagement für die Posaune

Der erste Landesbischof der Nordkirche, Gerhard Ulrich, wurde 70 Jahre alt

Lehrbeauftragter an der Kieler Uni, Vorsitzender des Fördervereins des Greifswalder Instituts für Mission und Gemeindeentwicklung und des Evangelischen Posaunenendienstes: Der erste Landesbischof der Nordkirche, Gerhard Ulrich, ist auch im Ruhestand in Aktion. Nun beging er seinen 70. Geburtstag.

VON THOMAS MORELL

Kappeln. Gerhard Ulrich liest viel, kocht gern, erledigt die Einkäufe und hat bereits die ersten Sonnenstrahlen in seinem Strandkorb genossen. Der ehemalige Landesbischof der Nordkirche hat in seinem Ruhestand aber auch ein neues Amt übernommen: Er ist Vorsitzender des Evangelischen Posaunenendienstes in Deutschland – und das, obwohl er selbst kein Bläser ist. „Ich bin begeistert von den vielen Engagierten in diesem Bereich kirchlicher Arbeit.“ 2024 soll der Deutsche Evangelische Posaunentag in Hamburg stattfinden. Am Dienstag, 9. März, wurde Ulrich 70 Jahre alt. Die große Geburtstagsfeier in seinem Haus in Kappeln an der Schlei musste coronabedingt allerdings ausfallen.

Ulrich hat maßgeblich die Gründung der Nordkirche vorangebracht, als sich 2012 die Landeskirchen Nordelbien, Mecklenburg und Pommern zusammenschlossen. Sechs Jahre bemühte er sich als erster Landesbischof der jungen Kirche erfolgreich, die Gemeinsamkeiten in Ost

und West zu stärken. Zuvor war er Pastor in Hamburg, Direktor des Predigerseminars in Preetz, Propst in seinem Wohnort Kappeln und Bischof in Schleswig. Zur Theologie kam er über das Theater: Er studierte drei Jahre Germanistik, Theaterwissenschaft und Schauspielkunst in Hamburg und absolvierte zwei Spielzeiten unter anderem am Ernst-Deutsch-Theater.

Predigen ist noch immer seine Leidenschaft

Der frühere Landesbischof hat inzwischen einen Lehrauftrag am Institut für Praktische Theologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Der ruht allerdings derzeit, bis die Lehre wieder analog stattfinden kann. Nach wie vor ist er Vorsitzender des Fördervereins des Instituts für Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung an der Uni Greifswald. Außerdem hat er an einem Buch über einen Kieler Wehrmachtspfarrer mitgearbeitet, der aus der russischen Gefangenschaft heraus seine Landsleute ermutigte, dem Frieden zu dienen und den Widerstand zu wagen.

Sein Interesse an den Entwicklungen in Politik, Gesellschaft und Kirche hat nicht nachgelassen. Ulrich warnt davor, in Zeiten von Corona die weltweite Ökumene zu ver-

nachlässigen. In anderen Teilen der Welt sei die Pandemie mit sehr viel größeren Zumutungen und Gefährdungen an Leib und Seele verbunden. Sie würde ohnehin vorhandene Katastrophen wie Krieg, Verfolgung und Vertreibung erheblich verstärken. „Diese Sorge lässt uns nicht los.“ Der Blick über den eigenen Kirchturm hinaus könne zudem



Foto: Tilman Baier

Gerhard Ulrich bei einer Theaterpredigt zu den Nibelungen 2018 in Schwerin.

den Blick dafür schärfen, wie gut es diesen Menschen hier trotz aller Einschränkungen geht.

Predigen gehört immer noch zu seinen Leidenschaften. Bekannt wurde er unter anderem durch seine Theaterpredigten in Schwerin. Coronabedingt gebe es derzeit dazu selten Gelegenheit, bedauert er. Er sehe allerdings mit Dankbarkeit, wie die Gemeinden auch in Zeiten von Co-

rona die Verkündigung aufrechterhalten, wo Nähe, Begegnung und Gemeinschaft nur eingeschränkt möglich ist. Besonders schmerzlich vermisst er während der Pandemie allerdings den Kontakt zu seinen drei Enkelkinder, die mit ihren Eltern auf Sylt leben. „Aber durch Zoom und anders sehen wir wenigstens, wie die drei sich in dem Pfarrhaus in Westerland entwickeln.“

Kerzen für die Opfer der Pandemie

Nordkirche feiert drei zentrale Gedenkgottesdienste mit Vertretern der Länder

Vor einem Jahr gab es den ersten Todesfall durch Corona in Deutschland. Jetzt gedenkt die Nordkirche aller Opfer der Pandemie.

Schwerin. Gemeinsam mit Vertretern von Kirche, Politik und anderen Religionen feiert die Nordkirche in ihren Bundesländern am Wochenende drei zentrale Gottesdienste, um der Corona-Toten zu gedenken. Geplant sind Gottesdienste am Freitag, 12. März, im Schweriner Dom, am Samstag, 13. März, in der Kieler Stadtkirche St. Nikolai und am Sonntag, 14. März, auf dem Hamburger Friedhof Ohlsdorf. Es sollen dabei auch diejenigen gewürdigt werden,

die im Gesundheits- und Pflegeberuf Leben retten. Anlass ist der erste deutsche Corona-Todesfall vor einem Jahr. Alle drei Gedenkgottesdienste werden auf dem Youtube-Kanal der Nordkirche live übertragen.

Unter dem Motto „Da wohnt ein Sehnen tief in uns“ beginnt der Gottesdienst im Schweriner Dom am 12. März um 16 Uhr. Landesbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt und Bischof Tilman Jeremias aus Greifswald feiern ihn gemeinsam mit den katholischen Erzbischöfen Stefan Heße aus Hamburg und Heiner Koch aus Berlin. Die Schweriner Ministerpräsidentin Manuela Schwesig (SPD) wirkt mit. Für die Trauernden,

Erkrankten und Belasteten werden Kerzen im Dom angezündet.

Ein ökumenischer Gottesdienst im Gedenken an die Corona-Opfer beginnt am 13. März um 17 Uhr in der Kieler St.-Nikolai-Kirche. Eingeladen haben die Nordkirche und das Erzbistum Hamburg gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Schleswig-Holstein. Neben Landesbischöfin Kühnbaum-Schmidt werden der Schleswiger Bischof Gothart Magaard, Erzbischof Heße und der Baptisten-Pastor Helge Frey von der ACK den Gottesdienst gestalten. Ministerpräsident Daniel Günther (CDU) will sich auf digitalem Wege beteiligen.

Die Gedenkfeier auf dem Ohlsdorfer Friedhof am 14. März um 16.30 Uhr veranstaltet die ACK Hamburg gemeinsam mit dem Interreligiösen Forum. Gestaltet wird sie von Bischöfin Kirsten Fehrs, Landesrabbiner Shlomo Bistrizky, Monsignore Peter Mies vom Erzbistum, dem Methodist-Pastor Uwe Onnen als ACK-Hamburg-Vorsitzender, Özlem Nas von der muslimischen Schura und Nils Clausen, Vorsitzender der Buddhistischen Union. Als Gast hat sich Bürgerstiftungspräsidentin Carola Veit (SPD) angekündigt. Veranstaltungsort ist die Fritz-Schumacher-Halle. Die Öffentlichkeit ist nicht zugelassen. **epd**

ANZEIGE

JETZT KIRCHENZEITUNG UMSTELLEN – UND VORTEILE SICHERN

Ihnen als treue Leserin oder treuem Leser bieten wir an, von der Printausgabe auf das digitale Lesen in der EZ-App zu wechseln. Ihre Vorteile auf einen Blick:

- ✓ Aktuelle Ausgabe pünktlich donnerstags lesbar – inkl. Erinnerungsfunktion
- ✓ Sie sparen monatlich 1,55 € gegenüber der Printausgabe
- ✓ Lesen auf verschiedenen Endgeräten möglich, zum Beispiel auf dem Tablet, dem Smartphone oder einem PC/Mac
- ✓ Jederzeit und überall auch offline lesbar
- ✓ Praktische und komfortable Funktionen wie z. B. Seitenübersicht – zum gezielten Ausschauen einzelner Seiten; Such- und Vorlesefunktion



Stellen Sie jetzt um!

Sie erhalten Ihre digitale Kirchengesamtheit für nur 6,75 € im Monat.

Trauen Sie sich – Sie können das digitale Lesen vorab vier Wochen kostenlos und unverbindlich testen.

Infos und Bestellung: ☎ 0431-55 77 99 @ leserservice@evangelische-zeitung.de

Die Bibel – ein bunt verpacktes Geschenk

Rückblick und Ausblick auf das Wirken der Bibelgesellschaft in MV

Sieht aus wie ein Geschenk und ist auch eines. Die neu erschienene „BasisBibel“ begeistert die Bibelgesellschaft MV. Der Verein setzt sich seit Jahren dafür ein, das Buch der Bücher zu vermitteln – und zwar allen Generationen und mit einigem Erfindungsreichtum.

VON CHRISTINE SENKBEIL

Stralsund. Was machen all die neuen Bücher auf dem alten Markt in Stralsund? Wie bunt verpackte Geschenke liegen sie auf einer Bank. Ganz einfach. Sie haben einen Foto-shooting-Termin. Johannes Pilgrim ist „Fan“ und möchte die schönen neuen Bibeln möglichst effektiv in Szene setzen. Am liebsten überall im Land Mecklenburg-Vorpommern.

Pilgrim ist außerdem Geschäftsführer der „Mecklenburgischen und Pommerschen Bibelgesellschaft e.V.“, kurz MPBG, – und die hat es sich auf die Fahne geschrieben, das Buch der Bücher vertrauter, bekannter, beliebter im Land zu machen.

„Die Komplettausgabe der ‚BasisBibel‘ freut mich wirklich sehr“, sagt der frühere Leiter des Barther Bibelzentrums – gut zu lesen, gut zu verstehen ...!“ Und er hat wirklich schon so manche Bibel gesehen. Im Januar 2020 war sie nach fast 20 Jahren Arbeit erschienen: eine „Bibel für das 21. Jahrhundert“, herausgegeben von der Deutschen Bibelgesellschaft in Stuttgart. Seit dem Auftakt wurden bereits mehr als 50 000 Exemplare verkauft. Typisch für die „BB“: kurze, verständliche Sätze,

maximal 16 Worte und nur ein Nebensatz, eine mitlaufende Erklärungsspalte, kombiniert mit digitaler Umsetzung für Smartphone und PC. Auch das Design ist fröhlich und frisch: jeweils in mehreren Farben gibt es die kompakte und die komfortable Version.

Pilgrims persönlicher Favorit, so verrät er, ist die „Komfortable“, deren erste Auflage gleich ausverkauft war. Zeilenumbrüche sind hier nach Sinnabschnitten gesetzt, erläutert der Gemeinde- und Religionspädagoge. „So wird die Poesie des Textes durch das Druckbild wunderbar betont. Sie lässt dem Text und dem Leser viel Raum, auch wenn es dann eben 3000 Seiten sind. Wirklich gut“, schwärmt Pilgrim.

Die Lektüre tröstet den Jungtenor ein wenig darüber hinweg, dass auch die Bibelgesellschaft seit dem Corona-Jahr die Füße ein wenig stillhalten muss. „Dabei gäbe es so viel zu berichten und zu beraten“, bedauert er. Die MPBG hatte sich 2013 aus den beiden Bibelgesellschaften in Mecklenburg und Pommern gebildet. Zum Verein gehören etwa 50 Mitwirkende aus Kirche, Gemeinde, Öffentlichkeit, auch drei „juristische“ Mitglieder: die Kirchenkreise in MV und die Stadt Barth.

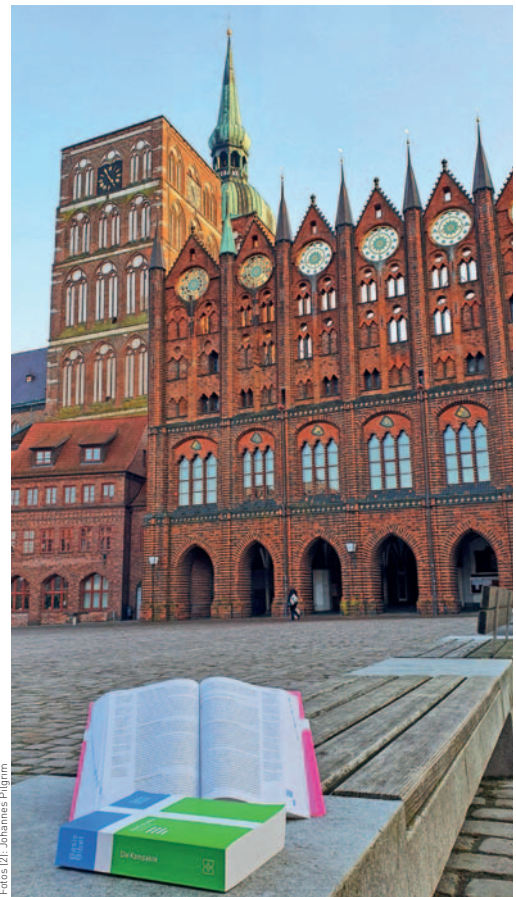
Bibeln an Frau, Mann und Kind zu bringen war die historische Aufgabe der Bibelgesellschaften, so vor 200 bis 100 Jahren. Das ist – jedenfalls in Deutschland – heute kaum mehr nötig. Zwar besorgte der Verein gerade für eine irakische Familie eine Bibel auf Arabisch und eine Kinderbibel. Aber eigentlich steht es nun ganz oben in der Auftragsliste des Vereins, Beiträge zu Verständnis und Vermittlung der Bibel zu leisten. „Viele wissen ja nicht, was drinsteht, welche Kraft, welcher Geist in dem Glaubensbuch für die weltweit mehr als zwei Milliarden Christen steckt“, sagt Pilgrim. „Und welche Relevanz sie für die Ethik und Kultur Europas besitzt.“

Also bemüht sich die MPBG auf ihre Weise, Berührungspunkte zu schaffen: auch für den Nachwuchs. Die beiden diesbezüglichen Bildungseinrichtungen in MV leisten dabei Großes: In Barth ist es das Bibelzentrum, das unterstützt, auch mit Fördermitteln. In Schwerin ist es das bisherige „BibelInfoCenter“ im Wichernhaus (KIZ berichtete). Die kleine Einrichtung wird, wie das ganze Gebäude, gerade umgestaltet und erneuert. Es war Pastor Eckart Ohse, der die Initiative zu dieser informativen Ausstellung ergriff und seit 2004 dort Gruppen, zumeist von Schülern, geführt hat. Vor einigen Wochen verstarb der 87-Jährige, der eine unnachahmlich lebendige Art hatte, biblische Erzählungen von Gott und Mensch als Beziehungsgeschichten zu erzählen.“

Umso glücklicher ist Pilgrim, dass die promovierte Neutestamentlerin Stephanie Schabow diese ehrenamtliche Tätigkeit in Schwerin aus den Händen von Eckart Ohse übernommen hat. Sie arbeitet bereits mit Propstin Helga Ruch, Ministerialrat i.R. Ulrich Hojczyk und anderen im Vorstand der MPBG zusammen. Und so sind die Häuser in Barth und Schwerin gut verbandelt.

Das Barther Bibelzentrum ist reguläre Tagungsstätte und Geschäftsstelle der MPBG und Dreh- und Angelpunkt des Engagements, das auch im Corona-Jahr nicht erlahmte. Fünf neue Mitglieder kamen dazu. Die MPBG hat auch den 8. landesweiten Schülerwettbewerb „Bibel heute“ unterstützt, ideell, finanziell und personell. Auch die Veranstaltungsreihe der Bibelgesellschaft in Kooperation mit der Kirchenzeitung ging im Sommer über die Bühne: „Bibel im Gespräch“ und soll in Schwerin fortgesetzt werden.

Die Drucklegung von Psalm-Büchern für Senioren ist ebenfalls ein Schritt auf dem Weg. „Die Reihe wurde von der ‚Neuen Hamburgischen Bibelgesellschaft‘ initiiert und kopiert. Sie ist die jüngste der etwa 25 Regionalen Bibelgesellschaften in der Bundesrepublik. Wir dürfen die Bücher für MV auflegen“, freut sich Pilgrim.



Fotos (2): Johannes Pilgrim

Lesevorschlag von Johannes Pilgrim für die Frühjahrs-Lektüre: In der neuen „BasisBibel“ schmökern auf dem Alten Markt in Stralsund ...

Die Drucklegung von Psalm-Büchern für Senioren ist ebenfalls ein Schritt auf dem Weg. „Die Reihe wurde von der ‚Neuen Hamburgischen Bibelgesellschaft‘ initiiert und kopiert. Sie ist die jüngste der etwa 25 Regionalen Bibelgesellschaften in der Bundesrepublik. Wir dürfen die Bücher für MV auflegen“, freut sich Pilgrim.

Für eine plattdeutsche Fassung haben die Pastoren Hans-Joachim

Jeromin, Dietmar Prophet und Christian Voss aus MV einige Psalmtexte übertragen. „Wir hoffen, dass wir die Bücher bald in den Senioreneinrichtungen bei uns verteilen können“, so Pilgrim. „Trostbücher in schwieriger Zeit wollen sie sein.“

Wenn die nächste Mitgliederversammlung der Bibelgesellschaft stattfinden kann, wird hoffentlich bald entschieden werden können. Bis dahin wird noch Zeit sein. Auch zum Nachdenken über zentrale Fragen des Menschseins. Da liegt die Heilige Schrift glücklicherweise in unserer Muttersprache in verschiedenen Übersetzungen und Übertragungen vor. Ohnehin ist es Pilgrims Empfehlung, die Bibel in mehreren Übersetzungen zu lesen ...

Vielleicht ja so ganz in Ruhe auf einer Bank auf dem Stralsunder Markt, in der Frühlingssonne?



Foto: Christian Rieger

Bibel lebensnah vermitteln: Pastor Eckart Ohse führt Schülerinnen durch das „BibelInfoCenter“ im Wichernhaus Schwerin. Kürzlich verstarb er mit 87 Jahren.

Juden in Stralsund

Am 19. März wird eine Ausstellung eröffnet

Stralsund. Wie Juden in Stralsund lebten und wirkten, dem geht die Hansestadt im bundesweiten Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ weiter nach: Eine Sonderschau zum jüdischen Antiquar John Horneburg wird am Freitag, 19. März, im Stralsund Museum eröffnet. Mit Horneburg habe das Museum bis zur Abwicklung seines Antiquariats im Jahr 1939 in enger geschäftlicher Beziehung gestanden, heißt es von der Stadt. Die Ausstellung soll auch einen punktuellen Einblick in die Provenienzforschung geben – jene Forschung, die sich um die Herkunft von Kunstwerken und Kulturgütern kümmert.

Jüdische Menschen waren um 1500 weitgehend aus Stralsund vertrieben worden, erklärt die Stadt auf einer Internetseite zum Festjahr. Doch im 18. Jahrhundert siedelten sie

sich wieder an. Mit der 1787 eröffneten Synagoge und zwei Friedhöfen war die jüdische Gemeinde Stralsund damals das Zentrum der Juden in ganz Vorpommern. Im ausgehenden 19. Jahrhundert gehörten ihr mehr als 170 Menschen an. Im Jahr 1943 wurden die letzten Stralsunder Juden in die Vernichtungslager deportiert.

Seit den 1990er-Jahren engagieren sich Initiativen und die Stadt, um früheres jüdisches Leben und Wirken vor Ort zu zeigen. Im Rahmen des Festjahrs sind weitere Ausstellungen geplant, darunter eine zu den Stralsunder Kaufmannsfamilien und eine Fotoschau mit Porträts von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Rostock. Außerdem sind Lesungen, Filme, Konzerte, ein koscheres Essen und ein Workshop zu Antisemitismus geplant. Informationen gibt es auf www.stralsund.de/2021/jlid. sym

ANZEIGE

Wohnpark Zippendorf

Alte Dorfstraße 45 in 19063 Schwerin
Telefon: 0385 / 20 10 10 - 0



**Vollstationäre Pflege
Kurzzeitpflege
Verhinderungspflege
Urlaubsplätze
Betreutes Wohnen
Mietwohnungen**

In guten Händen älter werden.

www.wohnpark-zippendorf.de
info@wohnpark-zippendorf.de



KURZ NOTIERT

Pilgerweg für die ganze Familie um Sternberg

Penzin/Tempzin. Am Sonntag, 14. März, laden die Kirchengemeinden der Region Sternberg, zu der die Kirchengemeinden Zurów-Neukloster, Warin-Bibow-Jesendorf, Brüel, Sternberg, Dabel und Witzin gehören, zu einem „Wandertag“, den „Familienpilgerweg“ ein. Der Weg beginnt um 14 Uhr an der Penziner Kirche und endet in der Klosterkirche in Tempzin mit einer Andacht um etwa 17 Uhr.

Einzelne Stationen geben die Möglichkeit zu verschaukeln, sich wieder zu sammeln und Anstoß zu bekommen, über ein Thema nachzudenken. Den Weg begleitet ein Shuttle-Fahrzeug, das jederzeit genutzt werden kann, wenn die Füße eine Erholung brauchen. Dieses Fahrzeug ist auch für den Rücktransport nach Penzin zuständig, um die eigenen Fahrzeuge wieder ranzuholen.

Am Ende der Tour wird auch noch Zeit sein, sein eigenes, mitgebrachtes Picknick zu genießen. Für warme Getränke wird vor Ort gesorgt. **kiz**

Musikalische Andacht vor Laetare in Schönberg

Schönberg. Die Reihe mit Musikalischen Andachten im „Jahr der Orgel“ 2021 wird in Schönberg fortgesetzt am Samstag vor Laetare, 13. März, nach dem Abendläuten um 18 Uhr.

Christoph D. Minke spielt Orgelmusik an der historischen Winzer-Orgel von 1847. Während der Andacht, die etwa 40 Minuten dauern wird, erklingt Musik des Lübecker Barockkomponisten Dietrich Buxtehude sowie der Romantiker Louis Lewandowski und Robert Schumann. Im Mittelpunkt steht das Lied „Jesu, meine Freude“ sowie die Passacaglia von Johann Sebastian Bach. Es wird darauf hingewiesen, dass die Kirche ungeheizt ist. **kiz**

Triumphkreuzgruppe in Dreveskirchen

Dreveskirchen. In der Zeit bis Ostern ist die Kirche in Dreveskirchen sonntags von 10 bis 16 Uhr geöffnet, hat der Kirchengemeinderat beschlossen. Seit zwei Jahren hat die Gemeinde den Plan verfolgt, die Triumphkreuzgruppe, bestehend aus einem großen Kreuz und Maria und Johannes, fest und erhöht an der Südwand des Altarraumes anzubringen. „Nun ist es geschafft und kann beschauf und bestaunt werden“, so Pastor Roger Thomas. Bisher standen die Figuren unbefestigt auf dem Boden vor dem Kreuz.

Der nächste Gottesdienst in Dreveskirchen wird am Samstag, 20. März, um 17 Uhr gefeiert. Traditionell wird am ersten Wochenende im Monat sonntags um 9.30 Uhr und am dritten Wochenende im Monat samstags um 17 Uhr zum Gottesdienst eingeladen. Wenn es die Witterung zulässt, soll „schon mal draußen unter der Linde“ gesungen werden, sagt Pastor Thomas. **kiz**

Direktor des Michaelshof Rostock wird eingeführt

Rostock. Pastor Ekkehard Maase wird am Montag, 15. März, als neuer Direktor der Evangelischen Stiftung Michaelshof seinen Dienst beginnen. Kirchenzeitung informiert. Die offizielle Einsegnung durch Landespastor Paul Philipps wird wegen der Corona-Pandemie nur im kleinen Kreis am 26. März stattfinden, teilte die Stiftung mit. **kiz**

Altarfenster mit Ortskirche

In diesem Jahr sind umfangreiche Bauarbeiten an der Kirche in Wesenberg geplant

An der Kirche in Wesenberg werden in diesem Jahr Gewölbe und Innenputz saniert, außerdem müssen Bleiverglasungsarbeiten an den Fenstern vorgenommen und ein barrierefreier Zugang zur Kirche hergestellt werden. Zu den Gesamtkosten von rund 200 000 Euro steuert der Strategiefonds des Landes Mecklenburg-Vorpommern 100 000 Euro bei.

VON HANS-JOACHIM KOHL

Wesenberg. „Die Kirchengemeinde hat sich sehr gefreut, dass wir diese Förderzusage bekommen haben. Das war ein schönes Weihnachtsgeschenk“, sagt Anja Schnuchel, die mit jeweils einer halben Stelle als Sekretärin für die Kirchengemeinden Wesenberg-Schillersdorf und Mirow-Schwarz arbeitet.

Neben der Veränderung am Nordeingang müssen an der Kirche in Wesenberg in diesem Jahr Schäden durch Feuchtigkeit am Gewölbe und den Außenmauern beseitigt werden. Auch die zwölf hohen Kirchenfenster müssen überarbeitet werden. Sie wurden nach dem Zweiten Weltkrieg eingebaut, da kurz vor Kriegsende eine Bombe, die in der Nähe der Kirche eingeschlagen war, die alten zerstört hatte.

„Wir haben schon vor dem Start der Maßnahme bei den Gemeindegliedern um Spenden gebeten, damit wir ein Probefenster präsentieren können. So konnten die Gemeindeglieder gut sehen, wie die Schäden sind und wie ein restauriertes Fenster am Ende aussieht“, erzählt Anja Schnuchel. Mittlerweile ist das Probefenster wieder in der Wand mit neuer Bleifassung. Es wurde vom Familienbetrieb Reginald Zwickel aus Stavenhagen gefertigt.

Vor der Kirche an den Pranger gestellt

Die gesamte Baumaßnahme wird 200 000 Euro kosten. 100 000 Euro kommen aus dem Strategiefonds des Landes. Die restlichen 100 000 Euro bringt die Gemeinde aus Spenden und Eigenmitteln auf, obendrein werden Patronatsmittel fließen. „Mein Vorgänger Even Benk hat hart daran gearbeitet, um die Eigenmittel der Gemeinde aufzustocken“, lobt Konrad Kloss, der seit August Pastor in Wesenberg ist.

Die Kirche in Wesenberg ist einen Ausflug wert. Es gibt einige ungewöhnliche Ausstattungsstücke zu sehen. Die Kanzel von 1711 zeigt fünf Figuren, eine mit Spitzbart, zwei Figuren mit Buch, vermutlich Apostel, eine Frauenfigur und Jesus. An der Nordwand des Chores hängt ein geschnitztes Kreuzifix von 1736.

„Wir haben wunderbare Vasa Sacra hier, zum Beispiel eine Messingtaufschele von 1663, auf der der Sündenfall dargestellt ist“, erzählt Pastor Konrad Kloss, „dazu einen kunsthistorisch und vor allem ideal sehr wertvollen Abendmahlskelch, vermutlich aus dem 13. Jahrhundert. Er ist wahrscheinlich einer der ältesten Kelche in ganz Mecklenburg“. Er hat wohl den Zweiten Weltkrieg nur überlebt, weil ihn ein Bauer in seinem Misthaufen versteckt hat, heißt es im Ort.

Der Altar ist ein einfacher Tisch vor einem Chorfenster: „Das üblicherweise dazugehörige Retabel ist bei uns ein künstlerisch gestaltetes Glasfenster“, erzählt Pastor Kloss, „es wurde 1957 vom Künstler Paul Zühlke gestaltet, einem Ostpreußen, der in den Kriegswirren in die Gegend kam.“ Er habe nicht nur die Kirche in Mirow aus-



Gemeindegemeinsekretärin Anja Schnuchel (l.), Küsterin Dagmar Werner und Pastor Konrad Kloss vor der Wesenberger Kirche.

gestattet und neu geplant, sondern auch das Kirchenfenster in Wesenberg gebaut.

Dargestellt werde die Geschichte des sinkenden Petrus aus dem Matthäusevangelium. Die Besonderheit sei, dass die Geschichte vom Künstler hier in die Gegend verlegt wurde. Man habe eine Sicht auf den See und die dahinter stehende Wesenberger Kirche. Auf dem See spiele sich das gesamte dramatische Geschehen ab. Der rettende Christus ziehe Petrus am Arm aus dem Wasser. „Das ist schon eine sehr bewegende Darstellung“, so Kloss. Vorher stand ein Gemälde auf dem Altar. Es verdeckte das Glasfenster und nahm dem Raum viel Licht. Das Bild hängt jetzt an einer Seitenwand. „Wir haben viele Urlauber im Sommer, die sehr beeindruckt sind von der Darstellung, wie es jetzt ist“, berichtet Kloss.

Ungewöhnlich ist die Entstehung des Kirchenbaus in Wesenberg: Die ältesten Teile sind der einschiffige

Chor und der Turm, die um 1300 aus Quadermauerwerk errichtet wurden. Sie standen damals einige Meter auseinander. Erst Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts wurde das Kirchenschiff eingefügt. „Hundert bis hundertfünfzig Jahre später hatte die Kirchengemeinde mal wieder Geld und hat das Langhaus dazwischen gebaut“, erzählt Konrad Kloss. Deutlich zu erkennen sind die unterschiedlichen Baustile. Der Chor wurde im 15. Jahrhundert mit einem wunderschönen in sich verschachtelten Sternengewölbe ausgestattet.

Damals wurde im Süden auch eine zweigeschossige Vorhalle gebaut. Davor steht eine etwa 600 Jahre alte Linde. An ihr gab es bis vor 60 Jahren noch einen schmiedeeisernen Haken, an dem eine Kette befestigt war. Hier wurden Menschen einst an den Pranger gestellt. Direkt vor dem Kircheneingang konnten die Wesenberger Bürger Diebe und Mädchen mit unehelichen Kindern beschimpfen oder sogar schlagen. „Wenn jemand wegen wüster Trunkenheit in der Nacht festgenommen wurde“, ergänzt Pastor Kloss, „dann konnte man ihn morgens an dieser Linde finden, wenn die Leute zum Gottesdienst gegangen sind. Das war bestimmt nicht angenehm, wer weiß, ob der das so schnell wieder gemacht hat“.

Im Turm hängen drei Glocken, zwei aus den 1970er-Jahren und eine aus dem 18. Jahrhundert vom Glockengießer Begun, die vermutlich sogar in Wesenberg gegossen wurde.

Blickfang im Kirchenraum ist die Orgel. Sie wurde 1717 für die Kirche der Dorotheenstadt in Berlin von Johann Michael Röder, einem Schüler des berühmten Orgelbauers Arp Schnitger, gebaut. 1833 wurde sie per Schiff über die Havel nach Wesenberg transportiert und aufgestellt. „Sie ist mit der Orgel in Basedow eine der schönsten Barockorgeln in Mecklenburg“, sagt Pastor Kloss. 2002 wurde sie von der Firma Wegscheider wieder in den Originalzustand versetzt, auf Initiative und unter hohem Einsatz von Bäckermeister Paul Schäffer. Gespielt wird sie vom neuen Kirchenmusiker Benjamin Bouffée, der seit September auf einer Viertelstelle auch Chor- und Bläserarbeit macht. Im

Sommer kommen oft Organisten, die die Röder-Orgel gerne zu Konzerten spielen. Derzeit sucht die Kirchengemeinde Wesenberg-Schillersdorf gemeinsam mit der Kirchengemeinde Mirow-Schwarz eine Gemeindepädagogin.

In der Kirche Wesenberg feiert die Gemeinde jede Woche Gottesdienst, natürlich



unter Corona-Bedingungen. Pastor Kloss ist für zehn Kirchen zuständig und unterrichtet die zwölf Konfirmanden, zusammen mit seiner Frau Ulrike Kloss, Pastorin im benachbarten Mirow, in zwei Kursen. Die vereinigte Kirchengemeinde Wesenberg-Schillersdorf hat rund 900 Mitglieder.

In der Saison ist die Kirche Wesenberg für Besucher geöffnet. „Ehrenamtliche aus der Gemeinde halten die Kirche von Pfingstsonntag bis in den September offen, meist von 10 bis 17 Uhr“, erzählt Küsterin Dagmar Werner, „es kommen viele Wander-, und Radtouristen sowie Pilger“.



Die Orgel wurde von einem Schüler Arp Schnitgers gebaut.



Das Altarfenster mit der Wesenberger Kirche von 1957.

„Du meine Seele, singe“

Ein Kirchenältester und eine Kirchenmusikerin haben Choräle zum Mitsingen aufgenommen

Die Kirche muss in diesen Zeiten Trost bieten, finden der Görminer Kirchenälteste Christian Uhlmann und die katholische Kantorin Ellinor Muth. Gemeinsam haben sie eine CD mit Chorälen zum Mitsingen aufgenommen und an hunderte Gemeindeglieder verteilt.

VON SYBILLE MARX

Görmin/Greifswald. „Singen tut so gut“, meint Ellinor Muth, Kantorin der katholischen Gemeinde Greifswald. „Es hält gesund, spricht vieles im Körper an und man fühlt sich besser.“ Seit Monaten als Organistin in den Gottesdiensten mit anzusehen, wie die Menschen stumm und vereinzelt in den Bänken sitzen, findet sie darum hart. „Ich weiß gar nicht, ob ich selbst in den Gottesdienst gehen würde, wenn ich da nicht singen dürfte!“ Als der Kirchengemeinderatsvorsitzende Christian Uhlmann aus Görmin bei Greifswald ihr ein coronakonformes Singprojekt vorschlug, war Ellinor Muth begeistert.

Uhlmanns Idee: Sie könnten die beliebtesten Kirchenchoräle mit Orgel und einstimmigem Gesang aufnehmen, auf CD brennen und an die Gemeindeglieder verteilen – zum Mitsingen für zu Hause. „Die Idee kam mir in der dunkel-



Geöffnet für ein stummes oder lautes Kerzengebet: Christian Uhlmann schließt jeden Tag die Görminer Dorfkirche auf.

ten Zeit im Winter“, erzählt Uhlmann, der bei Ellinor Muth im Chor der katholischen St.-Joseph-Gemeinde in Greifswald mitsingt. „So viele vor allem ältere Menschen sind jetzt einsam“, glaubt der 48-Jährige. „Ich dachte, wenn wir als Kirche den Menschen jetzt nichts anzubieten haben, wann dann...?“

Klassiker wie „Befiehl Du Deine Wege“, „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ oder „Du meine Seele, singe“ suchten er und Ellinor Muth also aus, insgesamt 15 Choräle, die in ihren beiden Gemeinden bekannt sind und älter als 70 Jahre – „damit keine Gema-Gebühren anfallen“, wie Uhlmann erklärt. Zum Einspielen wählten sie die katholische St.-Joseph-Kirche, damit Muth die ihr bekannte Orgel spielen könnte und auf der CD der Hall einer Kirche

zu hören wäre. „Wir wollten ja, dass es sakral klingt und an den Gottesdienst erinnert“, erklärt Ellinor Muth. Ihr Mann und eine weitere Frau aus dem Chor kamen als Sänger dazu. Nach ein paar technischen Tests probierten sie die Lieder an einem Sonntagabend in St. Joseph und zogen am Sonntagnachmittag die Aufnahme durch, mit Orgel, Querflöte, Gitarre und Gesang. „Das ging ziemlich schnell“, sagt Ellinor Muth. „Zumal wir keinen künstlerischen Anspruch hatten. Man soll ja vor allem gut mitsingen können.“

„Manche waren richtig gerührt“

Ein Bekannter von Christian Uhlmann mischte das Aufgenommene ab. Die fertige Tonspur dann auf rund 450 CDs zu brennen, war um-

ständlicher als gedacht. „Ich habe sechs CD-Brenner gekauft“, erzählt Uhlmann. „Zwei waren kaputt, die anderen liefen auch nicht fehlerlos.“ Von zehn CDs habe er im Schnitt zwei wegwerfen müssen. Trotzdem, die Mühe habe sich gelohnt, findet er. „Als ich die CD das erste Mal gehört habe, kamen mir ein paar Tränchen. Ich war stolz, dass wir es geschafft haben.“ Zumal einige aus der Gemeinde vorher befürchtet hätten, dass es zu schwierig sei und man es lieber den Profis überlassen solle.

Inzwischen haben Ellinor Muth und Christian Uhlmann die Mitsing-CDs in ihren Gemeinden verteilt, jeweils verpackt in Hüllen mit Herz-Verschluss. Uhlmann hat sie den Gemeindefreiausträgern mitgegeben, Ellinor Muth einige der CDs in Greifswald eigenhändig in die Briefkästen geworfen oder an den Türen abgegeben. „Es gab ganz viele positive Reaktionen“, erzählt sie. „Manche waren ganz gerührt, dass wir an sie gedacht haben.“

Wie viele Menschen nun tatsächlich das Gesangbuch aufschlugen und bei der CD mitsingen, bleibt abzuwarten. „Aber selbst wenn es nicht viele sein sollten – die Geste zählt“, findet Christian Uhlmann.

Für die Görminer Dorfkirche hat er auch noch einen anderen Versuch gestartet, Menschen in Zeiten von Corona mit dem Trost der Kirche vertraut zu machen. Ein schmiedeeisernes Tischchen hat er aufgearbeitet, mit einem Eisenband umfasst, mit Sand aufgefüllt und Bienenschwämme versehen. „Ich bin oft im katholischen Gottesdienst, weil meine Frau und die Kinder katholisch sind“, erzählt er. „Und da sehe ich, wie sehr die Leute das lieben, dass man da eine Kerze anzünden kann, als sprachloses Gebet.“

Von der Idee, dieses schlichte Ritual auch in die Görminer Kirche zu holen, seien Pastorin Franziska Wells und die Küsterin gleich begeistert gewesen, erzählt Uhlmann. Und so stellten sie den Tisch im Turmraum der Kirche auf – „so, dass man bei geöffneter Tür den Lichtschimmer sieht.“ Uhlmann selbst wohnt direkt neben der Kirche. Jeden Morgen schließt er nun die schwere Tür auf und bei Sonnenuntergang wieder zu. Drei, vier Kerzen hätten manchmal schon gebrannt. Und vielleicht, hofft Uhlmann, werden es ja immer mehr.



Gottesdienst für Dittmer

Zum 1. April tritt er seine Professur an

Der Greifswalder Domorganist und Landeskirchenmusikdirektor Frank Dittmer wird am 21. März im Dom verabschiedet. Er wechselt an die Universität Greifswald.

Greifswald. Bekannt war es schon länger, gefeiert wird es mit einem Abschiedsgottesdienst am Sonntag, 21. März, um 14 Uhr im Greifswalder Dom: Frank Dittmer hört als Landeskirchenmusikdirektor und Greifswalder Domorganist auf und tritt zum 1. April seine Professur am Institut für Kirchenmusik und Musikwissenschaft der Universität Greifswald an. Damit verbunden ist auch die Leitung des Bachwochenfestivals (die Kirchenzeitung berichtete).

Für die Domgemeinde ist der Wechsel ein Verlust. „Seit 2002 besuchte Frank Dittmer unsere Gemeinde fast jeden Sonntag mit wunderschöner Orgelmusik“, schreibt die Gemeinde in ihrer Einladung zum Abschiedsgottesdienst. „Er gründete den Dom-Jugendchor und den Frau-

enor, begleitete Hochzeiten und Trauerfeiern, gab hochkarätige Orgel-Konzerte und engagierte sich im Kirchengemeinderat.“ Als Landeskirchenmusikdirektor habe er zudem mit großem Geschick das kirchenmusikalische Leben im Sprengel Mecklenburg und Pommern gefördert, heißt es von der Nordkirche. Der Gottesdienst soll ihm Dank sagen und einen Segen mitgeben. **kiz**



Frank Dittmer wird mit einem Gottesdienst im Dom verabschiedet.

Post vom Pastor

Henning Kiene verteilt jede Woche 60 Briefe

Seit dem Lockdown vor einem Jahr schreibt Pastor Henning Kiene in Ahlbeck-Zirchow jede Woche einen Brief und verteilt ihn an 60 Gemeindeglieder. Für manche ein kostbares Geschenk, weiß er.

Ahlbeck. Woche für Woche bringt Pastor Henning Kiene auf Usedom 60 Briefe in Häuser seiner Gemeinde Ahlbeck-Zirchow – um in Zeiten von Corona-Maßnahmen den Kontakt zu den Menschen zu halten und Angebote für Andachten zu Hause zu machen. „In den Orten meines Pfarramtes werden die Briefe erwartet“, erzählt er. „Ihr Brief ist die einzige Post“, höre ich. „Ich habe mir den Brief für heute aufbewahrt“, sagte eine Frau, die ich zu ihrem Geburtstag besuchte.“ Andere hätten einen Ordner angelegt zum Abheften, eine Familie gebe den Brief weiter an die wenig kirchliche Schwägerin.

Besonders aber freut den Pastor, dass jetzt in der helleren Jahreszeit beim Verteilen wieder mehr Gesprä-

che über den Gartenzaun entstehen. „Mit manchen Menschen halte ich Andacht im Garten“, erzählt Kiene. Der Brief sei auch Anlass für Diskussionen und Telefonate. Und per E-Mail schicke er ihn inzwischen an 120 Menschen, nicht mehr nur an 50 wie zu Beginn. „Manchmal bekomme ich auch Dank von Leserrinnen und Lesern, die nicht im Verteiler sind, einige Briefe werden also noch einmal weiter geleitet.“ Mancher Mailwechsel zu Lebensfragen sei so entstanden und mit einem Gemeindeglied diskutierte er per E-Mail gerade den „Begriff aus der Religion“.

Alles in allem, sagt Kiene, lerne er in Zeiten von Corona Geduld. „Ich weiß, dass die Kirche in einen grundlegenden Veränderungsprozess hinein geraten ist. Es wird in Zukunft vieles gleich sein und sich doch ganz anders anfühlen.“ Die persönliche Begegnung sei gefragt denn je. Wenn der Lockdown beendet ist, will er wieder auf monatliche Briefe umstellen. **kiz**

KURZ NOTIERT

Bibelzentrum wieder offen für Besucher

Barth. Das Bibelzentrum Barth hat seit dem 9. März wieder geöffnet. Alle Ausstellungen, auch die neu gestalteten Bereiche „Niederdeutsch“ und „Kirchenjahr“ können zu den regulären Öffnungszeiten besucht werden. Das Hygienekonzept des Zentrums sieht vor, dass die Besucher medizinische Masken tragen – FFP2- oder OP-Masken – die Abstandsregeln einhalten und sich registrieren lassen. Wer eine Führung bekommen möchte, wird gebeten, sich unter 038231/776 62 oder per E-Mail an info@bibelzentrum-barth.de zu melden. Geöffnet ist dienstags bis samstags von 10 bis 18 Uhr, letzter Einlass 17 Uhr. **kiz**

Pfarrehepaar Lühr bei Brand gestorben

Groß Kiewow. Die in Groß Kiewow bei Greifswald geborene Theologin Mechthild Lühr und ihr Mann, Pfarre i.R. Christian Lühr, sind in Brandenburg an der Havel bei einem Unfall gestorben. Wie ihre Gemeinde St. Gotthardt berichtet, hatten sie nach alter Tradition an Mariä Lichtmess Anfang Februar Kerzen des Weihnachtsbaums ein letztes Mal angezündet. Dabei fing er Feuer. In Folge einer explosionsartigen Verpuffung erlitt das Paar schwere Brandverletzungen. Die 76-jährige Mechthild Lühr starb am 14. Februar im Krankenhaus, ihr 75-jähriger Ehemann einen Tag später. Die beiden hatten sich am Kirchlichen Oberseminar in Naumburg kennen gelernt. **idea**

Altar in Voigdehagen ist eingerüstet

Stralsund. Der Altar in der St. Maria Kirche in Stralsund Voigdehagen ist eingerüstet. „Die Ausschreibung für die Restaurierung wird vorbereitet, damit die Arbeiten in diesem Jahr beginnen können“, heißt es im Gemeindefreie Evangelisch in Stralsund. Auch das Gestühl im Mittelblock will die Gemeinde noch 2021 auf- und umarbeiten lassen. Vor allem für die Altarsanierung hofft die Gemeinde auf Spenden. 15.000 Euro Eigenmittel seien aufzubringen, heißt es im Gemeindefreie. **kiz**

KIRCHENRÄTSEL

Die Christophorus-Kirche in Kröslin war des Rätsels Lösung in Ausgabe 10. Glückwunsch an Peter Büttner, Klaus Peseke, Friederike Schimke, Jürgen Zechow, Hildburg Esch, Kurt Pieper, Hans-Joachim Engel, Ute Meier-Ewert und Michael Heyn! Im neuen Rätsel suchen wir eine Dorfkirche in hügeliger Landschaft. Sie steht auf Deutschlands größter Insel. **Wenn Sie den Ort wissen, rufen Sie an unter 03834/776 33 31 oder schreiben Sie uns an redaktion@greifswaldkirchenzeitung-mv.de.**



KIRCHE IM RADIO

Samstag, 13. März

5.50 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

7.15 Uhr, NDR 1 Radio MV, Christenmenschen mit Kirchenredakteur Klaus Böllert (kath.).

Sonntag, 14. Februar

7.20 und 7.40 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

7.45 Uhr, NDR 1 Radio MV, Treffpunkt Kirche mit Thomas Lenz (ev.).

Montag-Freitag

4.50/19.55 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

ANDACHTEN (werktags)

6.20 Uhr, NDR 1 Radio MV, Mo: plattdeutsch mit Ute-Birgit Poburski (ev.); Di/Fr: Radiopastorin Sarah Oltmanns (e.); Mi: Kristin Gatscha, Uelitz (ev.); Do: Tilman Jeremias, Greifswald (ev.).

ARD-Krimi aus Dambeck

Die Kirchenruine in Dambeck bei Röbel war Kulisse für einen vierteiligen Fernsehkrimi, der im September 2019 gedreht wurde (Kiz berichtet). Am Samstag, 13. März ist Teil 1 in der ARD zu sehen und auch in der Mediathek.

VON HANS-JOACHIM KOHL

Dambeck. Was im September 2019 in Südmecklenburg aufgenommen wurde, wird jetzt ausgestrahlt. Für den vierteiligen ARD-Krimi „Die Toten von Marnow“ wurde auch an der Kirchenruine in Dambeck bei Röbel gedreht (wir berichteten). Dazu musste extra das Haltegerüst für die nicht sicheren Giebel der Ruine abgenommen werden.

Sendestart des vierteiligen Krimis ist Samstag, 13. März, um 20.15 Uhr. Sogar einen Friedhof mit vielen Gräbern und Grabsteinen zwischen den Bäumen hatte die Filmrequisite innerhalb der Friedhofsmauern aufgebaut. So wirkte das alte Kirchengemäuer von etwa 1180 noch echter. Seit 1920 wird es nicht mehr als Kirche genutzt.

Von dem außergewöhnlichen Flair der Kirchenruine waren Regisseur und Filmteam begeistert: „Wir haben ein altes Gemäuer gesucht, das so eine gewisse Historie mit sich bringt“, sagte damals Produzent Hajo Kentschke. 2014 hatte sich ein Förderverein gegründet, der die Ruine sichern und nach den Filmaufnahmen ein Dach auf den Chorraum setzen ließ. „Nun wird es mehr Veranstaltungen in und um die Kirchenruine geben, nicht nur zu Pfingsten einen Gottesdienst“, sagt die Vorsitzende des Fördervereins Heidrun Scherfig-Drese. Produzent Hajo Kentschke lobte die gute Unterstützung des Filmteams in Dambeck, „das hat alles sehr gut geklappt“.



Die Kirchenruine in Dambeck war Drehort für einen Krimi.

Ulrich Christian Steigleder. Wer ist das? Christian Stähr vergleicht ihn mit Johann Sebastian Bach. In der Passionszeit kann man ihn kennenlernen – auf Youtube, auch wenn er vor mehr als 400 Jahren gelebt hat.

VON SOPHIE LUDEWIG

Neubrandenburg. Sieben Wochen „ohne“ oder sieben Wochen „mit“ – die Fastenzeit lässt sich auf viele Arten gestalten. Kantor Christian Stähr aus Neubrandenburg hat sich für das „mit“ entschieden: Jeden Tag veröffentlicht er auf Youtube eine andere Variation von ein und demselben Choral. Dass dabei keine Langeweile aufkommt, ist dem Komponisten zu verdanken.

Ein bisschen wurme es ihn schon, dass er nicht als Erster darauf gekommen ist, erklärt Christian Stähr. 40 Tage Fastenzeit, 40 Variationen über Martin Luthers Choral „Vater Unser im Himmelreich“ – was würde besser passen? Und der Komponist, Johann Ulrich Steigleder (1593-1635), war ihm auch seit Langem ein Begriff. „Ich habe in Stuttgart studiert, wo Steigleder viele Jahre lebte. Während des Studiums bin ich oft auf seine Musik gestoßen, die mich schon damals fasziniert hat.“

Doch die Idee, Fastenzeit und Steigleder zu verknüpfen, hatte zunächst ein anderer. Der niederländische Organist Laurens de Man stellt seit Aschermittwoch jeden Tag ein Video mit einer der 40 Steigleder-Variationen bei Youtube ein. „Als ich das entdeckte, habe ich sofort gedacht: Verdammte, das ist genial! Das will ich auch machen“, erzählt der Kantor der Johanniskirche. Und so ist er quasi in einen Wettstreit mit dem Kollegen aus Utrecht getreten. „Ich finde es total spannend, zu sehen, wie er die einzelnen Stücke interpretiert und an welchen Stellen wir auseinanderliegen.“

Anders als Laurens de Man tourt Christian Stähr nicht durch verschiedene Kirchen des Landes und holt sich auch keine Begleitmusiker an seine Seite. „Klar, die Videos von Laurens sind viel aufwendiger pro-

40 Mal anders

Kantor Christian Stähr in Neubrandenburg veröffentlicht täglich eine Choral-Variante



Eine Kamera, ein Mikro und die Orgel der Johanniskirche – mehr braucht Christian Stähr für seine Videos nicht.

duziert. Aber letztlich kommt es ja auf die Musik an.“ Und die verdiene einen großen Hörekreis. „Steigleders Werke sind heutzutage leider wenig bekannt. Dabei ist es eine unglaublich frische Musik, bei der jeder Ton ‚richtig‘ gesetzt ist – das kenne ich sonst nur von Bach“, führt Kantor Stähr aus. „Man kann sagen, dass er geradezu ein moderner Komponist war. In dem Sinne, dass er in der geistlichen Musik alle Emotionen des Menschen zum Ausdruck bringen wollte. Dieser Ansatz war um 1600 relativ neu.“

Und diese Bandbreite an Gefühlen sei auch in den 40 Choralvariationen spürbar, die der württembergische Hoforganist 1627 – mitten im Dreißigjährigen Krieg – schrieb. „Jede einzelne hat etwas Besonderes“, betont Stähr. „Die Nr. 16 zum Beispiel ist richtig frisch, sehr schnell – da bricht beinahe der

Wahnsinn durch.“ Ganz besonders freue er sich auf die letzte Variation, denn „das ist wirklich ein krönender Abschluss, wo der Komponist sein ganzes Können zeigt“.

Wohltuende Zeit der Zur-Ruhe-Kommens

Eine Anekdote aus der Überlieferungsgeschichte von Steigleders Noten zeuge ebenso von der hohen Qualität der Choralvariationen: So wurden Auszüge daraus in einem Franziskanerkloster in Wien aufbewahrt. „Wenn sich katholische Mönche für die Musik eines dezierten Protestanten – noch dazu einen Luther-Choral – interessieren, muss es sich um ein wirklich gutes Werk handeln“, so Stähr.

Für ihn sei die tägliche Beschäftigung mit Steigleders Stücken aber

nicht nur ein musikalisches Vergnügen. „Das Projekt ist im Moment ein wichtiger Taktgeber für meinen Alltag – gerade jetzt während der Pandemie, wo die Zeit irgendwie so unförmig dahinläuft.“ Jeden Tag ein Stück aufzunehmen und im Internet hochzuladen habe etwas von einem Adventskalender. „Diese Strukturierung tut gut und hilft einem, sich auf ein großes Fest wie Ostern oder Weihnachten vorzubereiten.“

Die Fastenzeit erlebt Christian Stähr als eine wohltuende Zeit des Zur-Ruhe-Kommens. „Ich schätze diesen Abschnitt des Kirchenjahres als eine besondere Gelegenheit zum Fokussieren. Nicht als grau und trübsinnig, sondern als im besten Sinne ernsthaft.“

Die Videos sind unter dem Link <https://t1p.de/7mk9> zu finden.

Orgel ohne Pfeifen und Seele

Im Jahr der Orgeln vorgestellt: Die nicht spielbare Orgel in Severin bei Parchim



2021 ist das „Jahr der Orgeln“. In loser Folge stellt der Orgelsachverständige Friedrich Drese aus Malchow eher unbekannte, aber nichtsdestotrotz bedeutsame Instrumente aus dem Sprengel vor. Heute: die Orgel in Severin zwischen Schwerin und Parchim – die auf eine Restaurierung wartet.

Severin. Erstaunt antwortete mir die Küsterin am Telefon: „Was wollen Sie denn da ansehen? Wir haben doch keine Orgel mehr. Da steht nur der leere Kasten und das zum Windmachen ist noch drin.“ Nicht anders die Beschreibung der Orgel

durch die Gemeindepastorin Anke Güldner: „In der Kirche Severin gibt es keine Orgel mehr. Es steht lediglich das Gehäuse. Auch die Prospektpfeifen sind noch da, aber die Orgel hat keine Seele, also kein Innenleben mehr.“

Ich mache mich dennoch auf in das Dorf Severin zwischen Parchim und Schwerin. Am Ortsrand steht die von Baurat Theodor Krüger entworfene und 1872 geweihte Kirche, ein feiner neugotischer Kirchenbau. Bis zum Jahr 2005 dauerten Sanierungsmaßnahmen am Äußeren und im Inneren des Gebäudes.

Man betritt ein mecklenburgisches Kleinod. Die Kirche war von Anfang an mit einer Orgelempore ausgestattet, eine Orgel wurde erst 50 Jahre nach der Kirchenweihe gebaut. Ende April 1920 teilte Pastor Kliefoth aus Frauenmark dem Oberkirchenrat in Schwerin mit, dass Hof-Organbauer Marcus Runge Anfang Mai mit der Aufstellung der Orgel beginnen werde, die zu Himmelfahrt geweiht werden kann. Aus diesem Termin wurde nichts, Transport Schwierigkeiten verzögerten die Orgelmontage, und die

Weihe verschob sich auf Pfingsten. Hof-Organbauer Marcus Runge (1865-1945) aus Schwerin hatte ein Instrument errichtet mit fünf Manualregistern, wovon eines als Pedalregister nutzbar war.

Fragen wirft die Gestaltung des Prospektes auf, der überhaupt nicht zeitgemäß ist. Von den strengen Formen der Neugotik hatte man sich bereits ein Jahrzehnt lang verabschiedet. In Severin taucht ein Modell auf in Anlehnung an die konstruktiven Entwürfe von Gottfried Ludwig Möckel. Doch der Architekt war bereits 1915 in Doberan

verstorben. Griff Organbauer Marcus Runge auf einen älteren Entwurf des Architekten, mit dem er von Beginn seiner Selbstständigkeit an oft zusammengearbeitet hatte, zurück? Oder gab es das Gehäuse bereits, verplant für einen anderen Ort? Fragen, die schwer zu beantworten sind.

In Severin fand ich eine komplette Orgel vor, in der nur die Pfeifen fehlen. Der Schweriner Organbauer Leopold Nitschmann (1895-1966) hatte 1960 die Erlaubnis erhalten, das gesamte Pfeifenwerk der reparaturbedürftigen Orgel für eigene Zwecke auszubauen. Dafür lieferte er ein Harmonium – was für eine verrückte ostdeutsche Orgelgeschichte!

Bemühungen zur Orgelwiederherstellung in der Kirche in Severin gibt es zurzeit keine. Trotzdem ist der gesamte Bestand schützenswert, denn eine Restaurierung ist möglich. Und diese Bemerkung löste wiederum Erstaunen aus, ungläubiges bei der Küsterin, hoffnungsvolles – mit Blick auf eine wiederkehrende Seele – bei Pastorin Anke Güldner.



Die Orgel in Severin.

Im geschundenen Land

Militärpfarrer Jens Pröve war mit den deutschen Soldaten im Nordirak



Foto: Aileen Tina Hufschmidt

Militärpfarrer Jens Pröve (l.) und Oberst Nikolaus Nogrady mit Vertretern der Syrisch-orthodoxen Kirche im Kloster Mor Mattai.

Capacity Building Nordirak – das ist einer der weniger bekannten Einsätze der Bundeswehr. Aber auch dort ist sie schon seit 2015 engagiert. Militärseelsorger betreuen die Soldaten vor Ort. Auch Jens Pröve, Militärpfarrer in Appen, hat mehrere Monate lang die deutschen Soldaten dort begleitet. Hier berichtet er nun von seinen Erfahrungen.



Foto: privat

Blick vom Kloster Mor Mattai über die Ninive-Ebene Richtung Mossul.

Erbil/Nordirak. September 2020. Der A400M, das neue Transportflugzeug der Bundeswehr, steht auf dem Flugfeld vor dem Feldlager in Erbil. Gemeinsam mit 17 Soldaten verlasse ich das Flugzeug. Die Luft flimmert in der Hitze. Zum Camp sind es nur wenige Schritte. Doch das reicht für den ersten Schweißausbruch. Einige Soldaten holen uns ab und bringen uns in den Quarantänebereich. Einer von ihnen sagt: „40 Grad im Schatten – das ist doch nicht heiß. Vor ein paar Wochen hatten wir hier 57 Grad!“

Das kann ich mir kaum vorstellen. Ich bin jedenfalls froh, dass mein Einsatz erstmal mit der Corona-Quarantäne beginnt. So kann ich mich akklimatisieren und die Männer und Frauen kennenlernen, die mit mir in den Einsatz starten und zunächst auch in Quarantäne gehen.

Vor mir liegen viereinhalb Monate als Seelsorger für die deutschen Soldaten. Ende Januar – die Nachttemperaturen liegen inzwischen bei 0 bis 5 Grad – geht meine Zeit im Irak zu Ende und ich kehre mit den Soldaten aus „meinem“ Kontingent zurück nach Deutschland.

Dazwischen liegt eine bewegende Zeit: Viele Gespräche über Gott und die Welt. Abendliche Gottesdienste auf dem Appellplatz. Weihnachten im Zweistromland. Die Friedensbotschaft von Bethlehem verkündet in einem Feldlager voller Waffen. Ein-

schränkungen durch die Pandemie. Denn auch hier bestimmt Corona den Alltag, und die Kontakte werden auf das Nötigste beschränkt. Umso intensiver ist die Zeit im deutschen Camp. Gerade zu den Feiertagen gehen die Gedanken der Soldaten nach Hause. Mancherm wird das Herz schwer. Gut, wenn man dann einen Gesprächspartner hat.

Ein bewegender Besuch an einem historischen Ort

Zweimal habe ich auch die Möglichkeit, einheimische Christen zu treffen. Denn der Irak hat eine jahrhundertealte christliche Tradition und großen christlichen Minderheiten eine Heimat geboten. Mit einer deutschen Delegation besuche ich das Kloster Mor Mattai. Wir treffen Bischof Nikodemus, den Erzbischof der Syrisch-orthodoxen Kirche. Später kann ich auch ein Gespräch mit dem Bischof der Chaldäisch-katholischen Kirche führen. Beide erzählen von der dunklen Zeit des IS, die nur einige wenige Jahre zurückliegt.

Unzählige Christen sind aus ihren Gemeinden vertrieben oder gar ermordet worden. Viele christliche Dörfer sind verlassen, die große Minderheit der Christen in der Millionenstadt Mossul ist geflohen. Eine

Rückkehr nach Mossul oder in die ehemals christlichen Dörfer halten die Bischöfe für unwahrscheinlich. Aber immerhin: Tausende von Christen haben das Land nicht ganz verlassen. Viele haben in Flüchtlingslagern rund um Erbil Schutz gesucht. Ihnen versuchen die Bischöfe mit ihren Kirchen eine neue Zukunft zu geben: Arbeitsplätze und eine neue Heimat im eigenen Land. Auch der jüngste Papstbesuch soll die Christen stärken und ermutigen.

Schon viel hatte ich von Christenverfolgungen gehört. Aber diese Berichte vor Ort und aus erster Hand gehen mir sehr nah. Besonders bewegt mich der Besuch im Kloster Mor Mattei am Rande der Ninive-Ebene, nur 40 Kilometer von Mossul entfernt. Schon im 4. Jahrhundert ist es gegründet worden. 2015 stand es vor der Zerstörung. Die Truppen des IS hatten die Ebene überrannt. Die Frontlinie war nur noch rund 500 Meter vom Kloster entfernt. Doch die kurdischen Peshmerga-Soldaten konnten das Kloster schützen und den Vormarsch des IS aufhalten. Mir stockte der Atem, als der Bischof von den Ereignissen erzählte.

Der IS wurde zurückgedrängt. Aber noch immer ist der Irak ein geschundenes Land. Und gerade in diesen Wochen flammte die Gewalt wieder neu auf. Umso mehr hat es mich beeindruckt, mit welcher Kraft die Christen in Erbil daran arbeiten, ihren geflohenen Glaubensgeschwistern aus der Region eine neue Heimat aufzubauen.



JENS PRÖVE

ist Militärpfarrer in Appen und hat zuletzt für viereinhalb Monate die deutschen Soldaten im Nordirak betreut.

Foto: Logistikhule/P. Reiter



Foto: privat

Militärpfarrer Jens Pröve bei einem Feldgottesdienst im Einsatz in Nordirak.



Diese Seite wurde inhaltlich gestaltet im Auftrag des Evangelischen Militärdekanats Kiel.

Die Seelsorge in der Bundeswehr bietet an den Standorten und im Einsatz Gottesdienste an und kümmert sich in vielfältiger Weise um die Belange der Soldaten. Im Lebenskundlichen Unterricht werden berufsethische Fragen des Soldatseins bedacht. Die Ev. Seelsorge in der Bundeswehr (Ev. Militärseelsorge) ist ein Gemeinschaftswerk der EKD und geschieht unter ihrer Aufsicht.

Kontakt: Leitender Militärdekan Armin Wenzel, Tel. 0431/66 72 48 69 65, EvMilDekanatKiel@Bundeswehr.org, www.militaerseelsorge.de

Das Leben in der Lage

Arbeitsalltag im Militärpfarramt Husum

Husum. In dieser Zeit der Pandemie stehen auch die Militärpfarrämter vor der Herausforderung, die Gegebenheiten vor Ort stets neu zu bewerten, dabei mögliche neue Handlungsfelder herauszufinden und Gewohntes für ungewisse Zeit ruhen zu lassen. Auch in der Bundeswehr wird diese Herausforderung als „Leben in der Lage“ bezeichnet, mit dem Ziel, „vor die Lage“ zu kommen. Als Militärseelsorger am Standort Husum machte ich daher den Kommandierenden das Angebot, die Soldatinnen und Soldaten zu betreuen, die aus der Julius-Leber- und der Fliegerhorst-Kaserne zunächst zur Amtshilfe in den Gesundheitsämtern eingesetzt waren. Von Dezember bis Januar begleiteten wir die Kommandeure oder Kompaniechefs bei ihren Besuchen der Einsatzorte, um mit den Soldaten in Kontakt zu kommen.

Sieben Gesundheitsämter in Berlin waren die ersten Stationen. Dem schlossen sich noch an Weihnachten Gesundheitsämter in Rendsburg, Bad Segeberg, Hamburg, Itzehoe und Heide an. Über Weihnachten wurde die Amtshilfe beider Kasernen dann auf Pflegeheime im Raum Pinneberg, Hamburger, Husum sowie auf das hiesige Impfzentrum ausgeweitet. Allein in Hamburg sind gegenwärtig unsere Soldatinnen und Soldaten der Julius-Leber-Kaserne jeweils zu zweit in 37 Pflegeheimen für die Testung von Mitarbeitern, Besuchern und Bewohnern eingesetzt.

Große Dankbarkeit für die Hilfe der Soldaten

Im Februar hat sich daher für unsere Dienststelle ein sogenannter Hamburg-Tag herauskristallisiert, an dem bis zu sieben Pflegeheime von uns besucht werden. Gemeinsam mit der Truppenpsychologie der Fliegerhorst-Kaserne besuchen wir darüber hinaus die Soldaten im Pinneberger und Husumer Raum.

Grundsätzlich erleben wir bei unseren Besuchen eine große Welle der Dankbarkeit gegenüber den Soldatinnen und Soldaten, die Amtshilfe leisten. So sagte beispielsweise ein Pflegeheimbesucher: „Dass ich meine Mutter nach drei Monaten wieder besuchen kann, verdanke ich dem Einsatz der Soldaten. Sonst hätte ich noch viel länger warten müssen.“ Und ein Bewohner meinte: „Die Soldaten lassen sich genügend Zeit beim Testen und dadurch sind sie einfach viel zärtlicher als unsere



Foto: privat

Eine Dose mit Pfefferminzpastillen soll an die Begegnung erinnern.

Pflegekräfte.“ Aber auch diese äußern sich dankbar. So hören wir in Bezug auf die Soldaten immer wieder: „Es ist einfach toll, dass sie da sind und uns unterstützen.“

Aber dennoch gibt es manchmal auch schwierige Situationen für die Soldatinnen und Soldaten zu bewältigen, die dann auch Gegenstand eines seelsorgerlichen Gesprächs werden können. Durch diese Begegnungen und Gespräche wurde uns erst bewusst, wie sehr sich die Einsatzorte voneinander unterscheiden. Es macht einen großen Unterschied, ob die Soldaten in den Gesundheitsämtern, in Pflegeheimen und in Testzentren eingesetzt sind. Und auch innerhalb der Bereiche unterscheiden sich die Rahmenbedingungen, unter denen die Soldatinnen beispielsweise bei Testungen in Pflegeheimen arbeiten sehr. Dies bei den Besuchen zu erleben, kann wertvoll sein für spätere Nachsorgegespräche.

Als kleines Erinnerungsstück an unsere Begegnungen geben wir den Soldaten eine Dose mit Pfefferminzpastillen mit. Sie ist mit dem Logo des Pfarramtes und dem Wunsch „Bleiben Sie gesund“ bedruckt. Diese Döschen haben sich zu kleinen Brückbauern entwickelt, da sie – weiterverpackt durch die Soldaten – unsere Botschaft nach außen tragen.

Daneben geht die Begleitung der Soldatinnen und Soldaten in den beiden Kasernen in Husum weiter. Ein regelmäßiger Gang zu den vor Ort gebliebenen Einsatzkräften, die sich mit den Kameraden im Homeoffice abwechseln, gehört auch jetzt zu den Aufgaben unserer Dienststelle.

Mit diesem kurzen Einblick in unseren gegenwärtigen Alltag grüßen Sie Ihre Zwei vom Evangelischen Militärpfarramt in Husum

MILITÄRPFARRER JENS AUGUSTIN PFARRHELFER NIETSE NOLZEN

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Widerspruch und Frage

Zu der Debatte um das Gendern in der Kirchenzeitung fragt KMD Christoph D. Minke, Schönberg:

Es ist ein Widerspruch, wenn jemand vorgibt, sich um die Reinerhaltung der Sprache zu bemühen, aber gleichzeitig Kampfbegriffe verwendet oder eingeführte Begriffe als Kampfbegriffe benutzt oder missbraucht. Außerdem: Wem wird eigentlich etwas genommen, wenn mehr Menschen eingeschlossen werden?

Rechte Opfer

Zum Leserbrief „Jeder Sumpf ist heimtückisch“ von Joachim Behnken, Sandborstel, in Ausgabe 8, Seite 2, schreibt Gerd Vogt, Rostock:

„Über 300 Menschen wurden nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland durch rechtsmotivierte Gewalttäter gejagt, verfolgt, verprügelt, gefoltert, misshandelt und getötet“ (Billstein). Das ist nicht zu bezweifeln. Vergleichbar große Opferzahlen gibt es durch linke Täter nicht. Das übersehbar gar nicht das Leid deren Opfer.

In 24 Jahren Landessynode in Mecklenburg, vor allem aber in sechs Jahren EKD-Synode habe ich immer wieder diese „Sowohl-Als-Auch“ erlebt. Das verhindert oft, dass

die Kirche sich an die Seite derer stellt, an deren Seite sie eindeutig gehört: die Schwachen, die Armen, die Entrechteten. Aber wenn sie es konsequent täte, gäbe es sicher weniger Sponsoren. Das müsst ihr egal sein – eigentlich. Deutliche Zeichen sind zum Glück die Rettungsschiffe im Mittelmeer, aber das wird ja auch kritisiert ...

Klare Positionen an der Seite der Verlassenen geht nicht mit „Sowohl-Als-Auch“.

Realitätsfern

Zum Artikel „Schritt zu mehr Gerechtigkeit“ über das neue Lieferkettengesetz in Ausgabe 8, Seite 7, schreibt Dr.-Ing. Lothar Steinhäuser, Greifswald:

In dem Aufsatz wird, wie in dem Grundlagenpapier „EKD-Texte 135“, von dem wünschenswerten Zustand umfassend menschenwürdiger und landschaftsschonender Verhältnisse der gesamten Produktionsketten von der Rohstoffgewinnung bis zum jeweiligen Endprodukt ausgegangen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn es sich um eine Empfehlung, nicht aber um ein Gesetz handeln würde: Da die relevanten Rohstoffe – insbesondere für die neuen Technologien der „Klima-Rettung“ – meist aus Ländern wie China, USA, Russland, Afrika, Australien, Südamerika, Kasachstan und allgemein der Dritten Welt stammen, fordert ein Lieferkettengesetz (LKG) die Durchsetzung europäischer Standards und Lebensverhältnisse mit juristischen Mitteln oder Sanktionen – eine völlig realitätsferne Vorstellung.

Mit den neuen Technologien für Windkraft, Fotovoltaik, E-Mobilität, neue Energie-Netzstrukturen, Hochleistungs-Akkumulatoren, chemische Umwandlungen für CO₂-neutrale Energieträger usw. ist der Bedarf an speziellen Ausgangsstoffen wie zum Beispiel seltene Erden (z.B. Neodym), Kupfer, Lithium, Tellur, Cadmium (-sulfid), hochreines Grafit weltweit rasant gestiegen, was

diese zu fragten Engpass-Materialien macht.

Leider gehen die Methoden der Gewinnung und Aufbereitung in den Lieferländern bei hohem manuellem Anteil oft mit der großflächigen Vergiftung oder Kontaminierung der Landschaft einher – wegen der giftigen Elemente oder giftiger Aufbereitungsstufen und großem gesundheitlichen Schaden für die Beschäftigten. Nun muss dies alles natürlich das Bemühen um Abhilfe beflügeln – die globale Marktwirtschaft jedoch läuft anders: Juristische Eingriffe in die genannten Länder werden diese nicht dulden: Entweder man kauft oder stirbt den moralischen Helden.

Bei dem Wettlauf um die genannten neuen Technologien entscheidet auch die Geschwindigkeit für neue Lösungen, das heißt langwierige Joint-Venture (Daimler) oder Suche nach Ersatzstoffen werden nur partiell helfen. Soll tatsächlich das LKG konsequent umgesetzt werden, bedeutet das, die deutsche Klima-Wende und Energiewende muss vorerst begraben werden – ob das allen engagierten „Klima-Rettern“ klar ist? (In der Industrie spricht man höflich von „Wettbewerbsnachteilen“.) Oder: Man umgeht die geforderten Auflagen des LKG mittels Ausnahmeregelungen oder juristischen Winkelzügen, dann wäre das Gesetz unwirksam und überflüssig.

Unbelehrbare Seilschaften

Zu dem Artikel von Gertie Pohlt „Rosalia und Karl“ in der Ausgabe Nr. 8, Seite 8, schreibt Manfred Lietzow, Pansdorf bei Lübeck:

Es ist schon für eine Kirchenzeitung recht erstaunlich zum 150. Jahrestag der Geburt der beiden Kommunisten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ganzseitig einen Artikel erscheinen zu lassen. Da frage ich mich doch als evangelischer Christ, habe ich ein linkes Politblatt abonniert oder eine christliche Zeitung? Auch wenn ich mich schon seit Jahren daran gewöhnt habe, dass die Kirchenzeitung MVP im Mainstream

der EKD immer mehr nach linksgrün abdriftet, so verwundert es mich nicht, wenn immer mehr Angehörige der Evangelisch-lutherischen Kirche ihr heute den Rücken kehren. Dieser pro-kommunistische Artikel von Gertie Pohlt wäre besser für das „Neue Deutschland“ geschrieben worden. Es scheint, dass die alten unbelehrbaren SED-Seilschaften und ihre Nachfolger auch in Ihrer Redaktion noch vorhanden sind. Traurig, traurig! Sie sollten doch eigentlich genug vom SED-Regime kuriert sein oder haben Sie die Unterdrückung der Kirchen in der DDR vergessen?

Kein Unterschied?

Zum Leserbrief „Starker Toback“ von Anne Drescher in Ausgabe 9, Seite 18, schreibt Pastor i.R. Hartmut Dietrich, Rostock:

(...) In der Sache Anzeige eines Arztes wegen ignoranten Umgangs mit einer staatlich verordneten Maßnahme zum gesundheitlichen Schutz der Bevölkerung sind mir – als Bibelleser und Theologen – auch andere Gedanken vertraut: Beispielsweise geben neutestamentliche Briefstellen wie Galater 6, 1-2 oder Weisungen Jesu wie Matthäus 18, 15-17 gute Hinweise, wie man mit Verfehlungen anderer Mitmenschen umgehen kann (zu empfehlen: Übersetzung „Die Gute Nachricht“).

Übrigens: In meinen Dienstzeiten habe ich auch vor 1989/90 gute Erfahrungen gemacht mit Andersdenkenden: Häufig habe ich ihnen meine Sicht (mit sachlicher Begründung) vorgetragen – und dafür überraschend oft Verständnis gefunden. „Anzeigen“ habe ich zu DDR-Zeiten selbstredend unterlassen; eine „Eingabe“ an staatliche Dienststellen hatte am ehesten Aussicht, gehört zu werden und etwas zu bewirken. Ob das heutzutage gänzlich anders ist?

Das Neue Testament gibt auch heute wichtige Empfehlungen für unser gesellschaftliches und politisches Handeln – ohne andere damit

zu verletzen oder als „ewige Besserwisser“ verdächtigt zu werden.

Entscheidendes fehlte

Zur Folge unseres Glaubenskurses „Fragen wagen“ von Dr. Matthias Lobe in Ausgabe 8, Seite 19, schreibt Pastor Dr. Ulrich Palmer, Hörnerkirchen bei Pinneberg u.a.:

Es ist aller Ehren wert, Glaubensfragen aufzurufen und sich ihnen öffentlich zu stellen. Mit der ganzen Seite zur Frage nach der Vorzeitlichkeit Jesu gemäß des Nicänums bin ich aber ziemlich unglücklich.

Zum einen fehlt mir da die orientalische Vorgeschichte aus der ja erst durch den Übertritt des christlichen Glaubens ins griechische Denken die zwischen „echt schräg“ und atemberaubenden changierenden Definitionen hervorbrachten (im wörtlichen Sinne: Abgrenzungen, zu JEDEM Satz der alten Bekenntnisse gab es widerstreitende Überlegungen)

Für das orientalische Denken war „Sohn Gottes“ eine mit der Thronbesteigung zuerkannte Königsprädikation, was ausgezeichnet zu den „Himmelstimmen“ bei Taufe und Verkündigung Jesu passt. (...) Mir fehlt aber eine Einordnung für heute. Und da gehört z.B. der Arianische „Adoptianismus“ als eine der damals konkurrierenden Denkmöglichkeiten genauso erklärt. Dass es da zeitweilig bei der Festlegung der Glaubensinhalte um nackte Machtfragen ging, darf nicht ausgeblendet werden. Und es fehlt die Berücksichtigung der Frage: Wie kann ich damit umgehen? (...)

Wir in der Redaktion freuen uns über Leserbrief zu Beiträgen in unserer Zeitung, auch wenn sie nicht der Meinung der Redaktionsmitglieder entsprechen. Wir behalten uns aber bei Abdruck sinnwahrende Kürzungen vor.

Per E-Mail an: leserbriefe@evangelische-zeitung.de

Beilagenhinweis: Der gesamten Auflage ist die Beilage „DW-Shop - Gesamtauflage“ beigefügt.

IMPRESSUM

Herausgeber: Ev. Presseverband Norddeutschland GmbH
Verlag: Ev. Presseverlag Nord GmbH, Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Redaktionskollegium: 19055 Schwerin, Schliemannstraße 12 a
Redaktionssekretariat: Tel. 040/70 975 240, Fax: 040/70 975 249, Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg, redaktion-schwerin@kirchenzeitung-mv.de
Chefredaktion: Pastor Tilman Baier (tb) (vi.S.d.P.), Tel. 0385/30 20 818, baier@kirchenzeitung-mv.de
Chefin vom Dienst: Mirjam Rüscher (mrr), Tel. 040/70 975 243, ruescher@evangelische-zeitung.de
Koordinierende Redakteur: Cosma Jäckel (cj), Tel. 040/70 975 242, jaeckel@evangelische-zeitung.de
Redaktion Mecklenburg: Marion Wulf-Nixdorf (mw), Tel. 0385/30 20 812, wulf-nixdorf@kirchenzeitung-mv.de
Redaktion Vorpommern: 17489 Greifswald, Domstraße 23/24, Tel. 03834/77 63 331, Fax 03834/77 63 332, Christine Senkbeil (chs), senkbeil@kirchenzeitung-mv.de
Sybilie Marx (sml), marx@kirchenzeitung-mv.de
Redakteur für Online und Social Media: Timo Tegatz (tt), Tel. 040/70 975 245, tegatz@evangelische-zeitung.de
Anzeigenservice: KONPRESS-Medien eG Hanauer Landstraße 189, 60314 Frankfurt am Main, Tel. 049/2562945 19, anzeige@konpress.de. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste 2018. Mitglied der KONPRESS Anzeigen eG. IWV geprüft.
Marketing: Michaela Jestrimski, Schliemannstraße 12 a, 19055 Schwerin, Tel. 0385/30 20 80, Fax 0385/30 20 823.
Leserbriefen: lesersreisen@kirchenzeitung-mv.de
Layout: Christine Matthes, Allison Liebke, Noreen Leipold
Druck: DEWEZET, 31784 Hameln Die Mecklenburgische & Pommersche Kirchenzeitung erscheint wöchentlich. Der monatliche Bezugspreis beträgt €30 Euro einschließlich Zustellgebühr. Alle Preise inkl. der gesetzlichen Mehrwertsteuer. Nach Ablauf des vertraglich vereinbarten Bezugszeitraumes sind Kündigungen nur mit einer Frist von sechs Wochen zum Quartalsende möglich. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Kiel. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird kein Honorar gezahlt.

KREUZWORTRÄTSEL

Rinderstücken speise	Vierhundertkürfte (2. Chr 32,26)	Gott sandte seinen... (Gal 4,4)	Lehrer Samuels (1. Sam 3,1)	Lackschaden	...sind eine Gabe des Herrn (Ps 127,3)	türk. Würtenträger	Radmittelhulse	was Gott verheißt, das kann er auch... (Rom 8,21)
bayr. Doppelgipfel				Riese, Titan				
langes kath. Priesterschaluch				span. Artikel		veraltet: jetzt		
Südseeinsel					viele werden sich über seine... freuen (Lk 1,14)	arab.: Sohn		
Des Gerechten Weg ist ... (Jes 26,7)	südtl.: in diesem Jahr		...gebar Abram einen Sohn (1. Mose 18,15)	unverbindl. Höflichkeitsform		Heimat Ruts (vgl. Rut 2,2)	Zahl	Mutter von Josef (1. Mose 30,25)
Stadt am Niederrhein, jetzt ohne Kernkraftwerk	männl. frz. Artikel		Comi-Figur (Fox und Fox)	Mutter von Ruben (1. Mose 29,32)	Bild von da Vinci (... Lisa?)	Kfz-Kennz. Unstrut-Hainrich-Kreis		
Schülerwohnheim	großes Depot						Rufname Clintons	

Schicken Sie Ihre Lösung per E-Mail, Fax oder Postkarte an die Evangelische Zeitung. Unter allen Einsendern verlosen wir einen Blumenstrauß. Einsendeschluss: 22. März 2021

Evangelischer Presseverlag Nord GmbH
Stichwort: Kreuzworträtsel
Schillerstr. 44a, 22767 Hamburg
Fax: 040/70 975 249
raetsel@epv-nord.de

Auflösung aus Ausgabe Nr. 9 „LEIDENSACHFOLGE“

■ D ■ A ■ M ■ M I ■
K A I S E R O B L A T E
F U E R M G I Z E H
■ B ■ N ■ R ■ U B E N ■ S ■ F
S E E N O T L A S E R
■ R ■ N ■ B ■ A N Z E I G E
■ G ■ M ■ O O S ■ E ■ S ■ G ■ U
P I L A T U S ■ C ■ H R E
G N A D E ■ A M P H O R E
■ E ■ E R Z I E H E R I N

Gewonnen hat:
Christiane Sanne
17121 Görmin

Bei allen Fragen zur Zustellung oder zu Ihrem Abo ist unser Leserservice unter Telefon 0431/55 77 99, Fax 0431/55 779 292 oder per E-Mail an leserservice@kirchenzeitung-mv.de für Sie da.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----

Was heißt es, wenn Jesus für unsere Sünden gestorben ist?



PROFESSOR MICHAEL MÖXTER

forscht und lehrt an der Universität Hamburg Dogmatik und Religionsphilosophie.
Foto: privat



Dialog in der Kirche aus „Gran Torino“: Pater Janovich (Christopher Carley) und Kowalski (Clint Eastwood).

Heinrich H. Germann aus Laatzten möchte wissen, was es mit dem Tod Jesu für „unsere Sünden“ auf sich hat. Eine Frage, die zur Passionsgeschichte führt. Michael Moxters Antwort ist inspiriert von einem 90-Jährigen Leinwandhelden. Ausnahmsweise richtet sich diese Seite an ihn – und alle, die mitlesen.

Dear Mr. Eastwood,

noch nachträglich meinen Glückwunsch zum Neunzigsten! Auch, wenn es schon reichlich verspätet ist. Schließlich feiern Sie am 31. Mai schon Ihren 91. Geburtstag.

Im deutschen Fernsehen war Ihr Neuzugster Anlass, unter Ihren vielen Klassikern auch Gran Torino wieder einmal zu zeigen. Der alt gewordene Soldat, der gegen die sogenannte „gelbe Gefahr“ gekämpft hatte und sie nun in der Nachbarschaft wittert, sein alltäglicher Rassismus beim Graniteln und die Geschichte, in der er noch einmal widerwillig zu einem Helden wird, gibt auch beim Wiedersehen neu zu denken. Er scheidet sich gegen die Gewalt und stellt sich auf die Seite derer, denen er feindselig begegnet war. Wie in den meisten Ihrer Filme sucht der Held im Alleingang die Konfrontation mit der Bande, die schutzlose Nachbarn tyrannisiert. Dann kommt die Szene, über die der Theologe gern mit Ihnen reden würde.

Der Tote hatte weit ausgestreckte Arme

Anders als erwartet, stellt sich Ihr Held Kowalski der Gang unbewaffnet, wird erschossen und stürzt auf die verlassene Straße als einer, der sein Leben opfert für Menschen, die er zuvor ablehnte. Ein Film über die Bitterkeit des Alters, die Präsenz der Gewalt in der gesellschaftlichen Ordnung, aber auch über die Möglichkeit von Versöhnung und Neu-

anfang. Warum aber lassen Sie den Toten auf der Straße mit seinen weit ausgestreckten Armen an den gekreuzigten Christus erinnern? Was muten Sie dem Zuschauer zu? Eine Solidarität, die so weit geht, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, ist gewiss beeindruckend. Dass niemand größere Liebe hat als der, der für seine Freunde sein Leben lässt, ist als biblisches Wort ein Text für viele Bücher, ein Skript für viele Filme. Aber können Ihre drei Sekunden Reinszenierung des Karfreitags heute noch auf entgegenkommende Erinnerung hoffen?

Im weltweiten Kino sicher nicht. Ob wenigstens in den westlichen, den nachchristlichen Gesellschaften, ist zu-

Zu viel Altes und Neues, Erledigtes und Bewahrenswertes liegen bei- und nebeneinander. Schichten von Deutungen, aufgestapelte und umgestürzte Erklärungen, aber auch wilde Assoziationen haben sich abgelagert, wo es um die einfache Wahrheit ginge, dass dieser Mensch für uns gestorben ist, dass sich an Jesu zeigt, wie Gott zu uns steht.

Das Christentum lebt von seiner Passionsgeschichte und leidet doch an ihrer Überinterpretation. Man hat es zu gut mit der einfachen Wahrheit gemeint und zu viele Fragen nach einem Warum mit einem klaren „Darum!“ beantwortet, als käme es darauf an, jedes Einfaltstör des Zweifels zu schließen und das

kraft derer der Unschuldige für die Täter büßt.

Muss man das alles glauben – und wenn ja, könnte man es? Zum Glück kommt es in Glaubensangelegenheiten darauf an, sich an das zu halten, was einem einleuchtet und wovon man sich hat überzeugen können. Ob ein theologischer Berater für eine Handvoll Dollar an Ihrem Drehbuch mitgearbeitet hat, weiß ich nicht. Aber der Minimalismus Ihrer Drei-Sekunden-Szene macht Mut zur Beschränkung aufs Elementare.

Dieses „für uns“ ist umfassend

Dass Jesus aufs Ganze geht, sein Leben einsetzt und preisgibt, um der Nähe Gottes zu entsprechen, um die sich für ihn alles drehte, machen die neutestamentlichen Texte klar. Das Ende seiner Geschichte nicht als Widerlegung dieser Nähe zu begreifen, legte sich von seinem Tod her so wenig nahe wie die Erwartung, die Opfer könnten den Tätern vergeben. Sie ist so unwahrscheinlich, wie der Kreuzestod offensichtlich alles dementiert, was die Nähe Gottes bedeuten könnte.

Doch dann die überraschende Neukodierung im Nachhinein. Mit Ostern werden nicht nur das Leben, sondern auch Passion und Tod Jesu zum Zeugnis, dass Gott für uns ist. Dieses „für uns“ ist umfassend und darum so tröstlich und herausfordernd: in der Gefahr von Selbstverlust wie in der Verbissenheit der Selbstbehauptung, im Zweifel an der Verlässlichkeit der anderen – und auch in allem, wovon wir uns nicht selbst freisprechen können und woran wir gescheitert sind. Die Alten nannten es: unsere Sünden.

Danke also für die kurze Szene der Erinnerung.
Ihr

MICHAEL MÖXTER



Foto: pixabay/Heaven Parameony

mindest fraglich. Die Erinnerung an das Kreuz scheint in dem Maße zu verblasen, in dem es zum selbstverständlichen Kulturzeichen geworden ist. Manche wünschen sich, von ihm nicht länger behelligt zu werden, andere macht das Chaos religiöser Vorstellungen, das in ihren Köpfen nach zweitausend Jahren Christentum spukt, sprachlos. Denn die schlichte, aber tiefe Einsicht, dass man für andere sterben kann, um der Gewalt und Lynchwut ein Ende zu setzen, passt weder zu aktuellen Erfahrungen, zum neuerlichen Triumph anonymisierter Hetze, noch kann sie mitten im Umbau christlicher Tradition leicht wiedergefunden werden.

„Das Christentum lebt von seiner Passionsgeschichte und leidet doch an ihrer Überinterpretation.“

Denken und ausprobieren

Bibellektüre:

Die Schilderungen der Evangelisten des Todes Jesu am Kreuz: Markus 15, 21ff. Matthäus 27, 32ff. Lukas 23, 26ff. Johannes 19, 17ff. Das „Wort vom Kreuz“ von Paulus, 1. Korinther 1, 18ff.

Film:

Gran Torino, 2008.

Einfach machen:

Besitzen Sie ein Kreuz? Vielleicht hängt es bei Ihnen an der Wand oder Sie tragen es als Kette. Hat es eine besondere Geschichte? Nehmen Sie sich die Zeit, darüber nachzudenken, was es Ihnen bedeutet.

Literatur:

Stephen Cottrell: Jesu Tod – Was habe ich damit zu tun? Ein Lese- und Praxisbuch für die Karwoche, 2017.

„Für uns gestorben. Die Bedeutung von Leiden und Sterben Jesu Christi. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland“, als Buch veröffentlicht in Güterloh 2015 oder online unter www.ekd.de/fuer_uns_gestorben.htm.

Für unseren Glaubenskurs haben wir Sie gebeten, uns Fragen rund um die Themen Glaube, Kirche, Religion und Gesellschaft zu schicken. Diese haben wir weitergegeben – an fachkundige Menschen, die hier Antworten wagen.

PSALM DER WOCHE

*Gott der Herr ist Sonne und Schild;
der Herr gibt Gnade und Ehre. Er wird kein
Gutes mangeln lassen den Frommen.*

Psalm 84, 12

Fastenzeit
*tag für tag wird es heller
du für du wird es himmlischer
licht für licht wird es menschlicher
schritt für schritt komme ich dir näher
nein für nein wird alles klarer
ja für ja wird die weite freier
augenblick für augenblick
sammle ich das gute*

Michael Lehmler



Foto: Timan Bauer

Sonnenaufgang über der Stadt.

DER GOTTESDIENST

Laetare (4. Sonntag in der Passionszeit) 14. März
Wochenspruch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt
und erstirbt, bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, bringt
es viel Frucht. Johannes 12, 24

Psalm: 84, 2-13

Altes Testament: Jesaja 54, 7-10

Epistel: 2. Korinther 1, 3-7

Evangelium: Johannes 12, 20-24

Predigttext: Johannes 12, 20-24

Lied: Korn, das in die Erde (EG 98) oder EG 396

Liturgische Farbe: violett oder rosa

Dankopfer Nordkirche: Kirchenkreiskollekte – Bestimmung
durch den jeweiligen Kirchenkreis

Dankopfer Landeskirche Hannovers: Stiftung Posaunen-
werk (ldkl. Posaunenarbeit)

Nähere Informationen zu den Pflichtkollekten der
Nordkirche sowie der Landeskirche Hannovers
können Sie auch auf den jeweiligen Internetseiten
der Landeskirchen nachlesen unter der Rubrik
„Abkündigungstexte“.

Dankopfer Landeskirche Oldenburg: Gemeindegeld

Dankopfer Landeskirche Braunschweig: freie Kollekte –
Bestimmung durch den Kirchenvorstand

Dankopfer Bremische Evangelische Kirche: Evangelisches
Studienwerk e. V. Villigst

TÄGLICHE BIBELLESE

Montag, 15. März:

Johannes 6, 26-35; Lukas 20, 41-47

Dienstag, 16. März:

Hiob 9, 14-23. 32-35; Lukas 21, 1-4

Mittwoch, 17. März:

Johannes 15, 9-17; Lukas 21, 5-19

Donnerstag, 18. März:

2. Korinther 4, 11-18; Lukas 21, 20-28

Freitag, 19. März:

Johannes 16, 16-23 a; Lukas 21, 29-38

Samstag, 20. März:

Johannes 14, 15-21; Lukas 22, 1-6

SCHLUSSLICHT

Wie man es auch macht ...

Ich habe nun wirklich versucht, alles richtig zu machen. Ich hatte mir den Termin im Kalender vorgemerkt und sogar Blumen besorgt. Und ich habe dann bei unserer wöchentlichen Mitarbeiterrunde am Dienstag der noch neuen Kollegin im Gemeindebüro nachträglich zum Internationalen Frauentag gratuliert – macht man ja als Chef so, jedenfalls bei uns im Osten. Doch das kam gar nicht gut an. Sie bedankte sich zwar kurz. Doch dann meinte sie, ihr wäre es lieber, wenn ich als ihr Vorgesetzter das ganze Jahr über etwas mehr Rücksicht darauf nehmen würde, dass sie ja Berufstätigkeit und Familie unter einen Hut bringen müsse. Und dass ich ruhig mal öfter ihre Arbeit loben könnte – einfach so. Da bekam sie auch noch Rückendeckung vom Kollegen Kuno Kantor. Ich muss wohl mal meine Frau fragen, was die dazu meint. Paul Prediger

Freude suchen und finden

Gedanken zum „kleinen Ostersonntag“ in der Passionszeit

Mitten in der Passionszeit fordert dieser Sonntag Laetare schon mit seinem Namen auf: „Freut euch!“ Das zeigt auch seine liturgische Farbe Rosa. Das Violett als Farbe für das Leiden Christi wird durch das österliche Weiß aufgehellt.

VON CHRISTIANE SEYFARTH

„Vor-Freude“ kennt jeder. In dieser Zeit ist es nicht leicht, Freude zu haben. In meiner Fantasie hat vielleicht jeder einen kleinen Kobold im Bauch, der aufspringt, wenn es et-

was zum Freuen gibt. Der Kobold schüttet Lachsälven aus, zaubert ein Lächeln ins Gesicht, bringt Menschen zum Schmunzeln und stiftet uns zu Freudensprüngen an.

So habe ich mich auf die Suche gemacht, was mich jetzt so erfreut: Ein weiches Ei zum Frühstück. Die erblühten Osterglocken im Wohnzimmer. Der 11-Uhr-Kaffee mit dem Lesen der Zeitung. Die kleine Ruhepause vor dem langen Nachmittags-spazier-

Herzen-Mitfreuen. Doch es ist für mich schwierig, wenn er oder sie sich gar nicht selbst freuen kann.

Vor Kurzem haben wir eine Freundin auf dem Land besucht. Natürlich mit viel Abstand. Es gab einen längeren Spaziergang bei Schneeregen und dann in der großen Küche eine köstliche Mahlzeit. Unsere Unterhaltung war fröhlich. Es ging um Bücher und Filme, um Wanderziele in der weiteren Umgebung und um gemeinsame Freundschaft. Schnell verging die Zeit. Am nächsten Morgen schreibt unsere Freundin in ihrer E-Mail: „Heute Vormittag bin ich immerzu beim Nach-Freuen über euren schönen Besuch.“

Dieses Wort hatte ich so nie gelesen oder gehört. „Nachklingen“ ist mir vertraut, „Nachgeschmack“ kenne ich gut, „Nachsinnen“ geht auch wunderbar. Doch „Nachfreuen“ hat mich überrascht und erfreut. Ja, das freudige Gefühl auszubreiten wie eine kuschelige Decke, das will ich einüben in diesen Zeiten. Freude will meine Seele ernähren, die „Vor-Freude“ und die „Mit-Freude“ und nun auch viele Male die „Nach-Freude“ – da ist der kleine „Kobold“ quicklebendig.



Foto: Asja Gurling

Freude ist ansteckend – wie bei dieser Plastik eines Jungen.

Die Fülle des Lebens

Hauptsache gesund. Stimmt das eigentlich?

VON FRIEDRICH BRANDT

„Hauptsache gesund!“ – das ist wohl einer der geläufigsten Wünsche zum neuen Lebensjahr. Und dieser Wunsch ist ja auch verständlich. Wer möchte denn nicht gesund sein und fit bleiben? Doch was ist eigentlich mit den zahlreichen Menschen, die nicht fit sind und auch vermutlich nie wieder ganz gesund werden? Haben sie die Hauptsache des Lebens verfehlt? Sind das Menschen zweiter Güte, Handelsklasse II?

Es ist so verführerisch, der Ideologie vom gesunden Menschen zu folgen, und die Werbung leistet ja auch ganze Arbeit dabei. In den Anzeigen und Spots wimmelt es ja nur so von jungen dynamischen Kraftprotzen. Und schön sind sie alle auch noch. Aber ich erlebe sehr oft, dass alles

schmerzhaft durcheinandergerät, wenn Krankheit, Leiden oder Tod das Leben der Gesunden plötzlich umwerfen. In solch einem Zusammenhang lerne ich die Passionszeit im Kirchenjahr immer wieder neu zu schätzen. Denn die Tradition von Bibel und Kirche, die am Leiden ungezählter Menschen gereift ist, weiß: Menschenleben ohne Leiden, ohne Krankheit und Tod gibt es nicht. Selbst Hass, Gewalt und Krieg lassen sich vermutlich niemals ganz von dieser Erde verbannen.

Die Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu übt uns ein in die Wahrnehmung der dunklen Seiten unseres Lebens, und sie stärkt unsere Solidarität mit den Leidenden mitten unter uns. Auf dass es uns nicht sprachlos macht, wenn wir krank werden oder Menschen um

uns herum weinen müssen über die jüngste Diagnose ihres Arztes. Und wenn Menschen um den Verlust eines Freundes trauern, kann gerade in solchen Momenten das Gefühl beziehungsweise die Gewissheit „Ich bin nicht allein“ die Hauptsache sein.

Unser Leben lässt sich vom Leiden nicht isolieren. Entscheidend ist jedoch, wovon wir uns beherrschen lassen: Ist es das Leiden, die Trauer, der Tod oder gar die Angst? Oder ist es – wie in der Bibel – eher die Fülle des Lebens mit all den Überraschungen und Entdeckungen, die wir in einem Leben machen können, das an den Krisen gereift ist. Das ist doch die Hauptsache.

Doch greifen wir dem Kirchenjahr nicht vor. Dazu mehr an Ostern, dem Fest des Lebens.